Kaiser und Revolution

Von

Alfred Niemann
Oberstleutnant a. D.

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Alfred Niemann

Kaiser und Revolution

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/kaiserundrevolut00niem

N 671k

Kaiser und Revolution

Die entscheidenden Ereignisse
im Großen Hauptquartier

von

Alfred Niemann
Oberstleutnant a. D.

184236
21.9.23

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Germany

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1922 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Zwei Worte zum Nachdenken.

„Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm.

Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich euch einen auf Ostern losgebe; wollt ihr nun, daß ich euch der Juden König losgebe?

Da schrien sie wieder allesamt und sprachen: Nicht diesen, sondern Barabbam! Barabbas aber war ein Mörder."

Joh. 18, 38—40.

*

„Das bloße Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äußerst schwach und darum immer ein großer Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlaß zum Handeln bekommt der Mensch immer durch Gefühle und den kräftigsten Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legierungen von Gemüt und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennengelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemütstätigkeit des Feldherrn sich nicht in dem Totalerfolge seines Wirkens kundtäte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.

Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist gewöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und niemand, der sich an die bloße Erzählung hält, sieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas an. Nur hin und wieder kommt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten oder bei Gelegenheit einer besonderen historischen Forschung, die sich auf ein Ereignis gerichtet hat, ein Teil der vielen Fäden an das Tages-

licht, die das ganze Gewebe bilden. Die meisten Überlegungen und Geisteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden absichtlich verborgen, weil sie politische Interessen berühren, oder geraten zufällig in Vergessenheit, weil man sie als bloße Gerüste betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müssen." „Vom Kriege." Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz.

Der Zwiespalt der deutschen Seele.

Die Fäden, aus denen das Sterbehemd des stolzen deutschen Kaiserreiches gewirkt wurde, kommen nach und nach ans Tageslicht, ringen sich mühsam hindurch durch die engen Maschen eines dichten Schleiers von Lügen und Entstellungen, den eine geschickte feindliche Propaganda und deutscher innerer Hader über das Gewebe des wirklichen Geschehens gebreitet haben. Ein altes Sprichwort behauptet, daß Lügen kurze Beine haben. Die Erfahrung der letzten Jahre beweist das Gegenteil. Sie laufen nicht allein mit langen Beinen, sondern gleichen dem Ahasverus, der wegen seiner Sündhaftigkeit nicht sterben konnte.

Es kostet Überwindung, bei Lebzeiten mit Erinnerungen an die Öffentlichkeit zu treten, die mit Herzblut geschrieben sind, die nicht allein Tatsachen schildern, sondern Persönlichkeiten begreifen, unfaßbare Ereignisse verständlich machen, innere Geisteskämpfe aufdecken wollen.

Solche Erinnerungen beruhen auf subjektiven Eindrücken. Sie sind nicht Geschichte, können und dürfen lediglich als Mosaiksteine gewertet werden. Nur aus zahlreichen Erinnerungsbruchstücken verschiedener Miterleber lassen sich die Motive des Handelns ergründen, durch deren Hineinverweben in die starre Sachlichkeit amtlicher Aktenstücke die Vergangenheit erst wirkliches Leben erhält.

Denn die Geschichte ist doch schließlich nichts anderes als die Auswirkung handelnder Persönlichkeiten. Die führerlose Masse schafft nur Episoden der Zerstörung, denen geschichtsloses Chaos oder ein persönlicher Absolutismus zu folgen pflegt.

Führertum bedeutet Autorität aus Vertrauen, Absolutismus Autorität durch Macht. Der Führer kann Diktator werden, der Absolutist muß es sein.

Glücklich ein Volk, das Führer verträgt, das eine Volksgemeinschaft kennt und deshalb das allen Gemeinsame in Persönlichkeiten verkörpert sehen will. Ein solches Volk wird in der Welt stets vorwärtskommen, auch wenn die Männer, deren Führung es sich anvertraut, nicht über das Mittelmaß staatsmännischen Könnens hinausragen.

Das Urteil der Geschichte wird einen Lloyd George und einen Clemenceau kaum in die Reihe der großen Staatsmänner stellen. Es ist zum mindesten zweifelhaft, ob sie ihre Völker mit staatsmännischem Weitblick geführt haben. Aber daß sie Führer waren, daß sie, vom Vertrauen der gesamten Nation getragen, mit eiserner Hand ihres Führeramtes walteten, darüber kann kein Zweifel sein. Sie beherrschten nicht allein den gesamten Organismus des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, sondern auch die Geister, erzwangen den Willen zum Siege, nicht durch gütliches Zureden und Umschmeichelung der Hoffnungsfreudigkeit, sondern durch brutale Offenheit, durch die Peitsche der Angst und rücksichtslose Unterdrückung jeden Widerstandes gegen eine Fortführung des Krieges bis zum siegreichen Ende.

Anders in Deutschland. Das Heer ließ sich führen, ließ sich selbst dann noch führen, als die Flut revolutionärer Auflehnung gegen die Dämme militärischer Autorität anbrandete. Aber das deutsche Volk? — Wir stehen hier vor einer entscheidenden Frage, die zu beantworten nicht allein für die Geschichtsschreibung von Interesse ist, sondern deren Beantwortung aktuelle Bedeutung hat. Denn wir befinden uns infolge der vielgestaltigen Katastrophe von 1918 in einem Prozesse der Zersetzung, der entweder zur Selbstläuterung oder zur nationalen Auflösung führen muß. Den Weg der Selbstläuterung aber, den wohl alle diejenigen suchen, die ein deutsches Vaterland kennen und lieben, finden wir nur durch Erkenntnis der Irrungen und bewußten Verfehlungen, die uns in das tiefe Tal staatlichen Verfalles und völkischer Versklavung geführt haben.

Es ist ebenso bequem wie verhängnisvoll, das „verruchte wilhel-

ministerische Regime" und „das verrottete alte System" für den Zusammenbruch auf allen Gebieten unseres nationalen Lebens verantwortlich zu machen, verhängnisvoll vor allem deshalb, weil solche gedankenlosen Schlagworte den Blick trüben für die Sünden der Gegenwart und den Willen lähmen zur Ein- und Umkehr.

Rassische Veranlagung ist etwas Schicksalhaftes. Unser angeborener Sondergeist, der auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in Religion und Ethik das deutsche Leben so unendlich reich und vielgestaltig gemacht hat, wurde uns politisch und gesellschaftlich zum Verhängnis. Er erzeugte den staatlichen Partikularismus, die religiösen Gegensätze, den Parteihader, den Klassenkampf, nahm uns die Gemeinschaft und beraubte uns der Führerschaft. Denn ohne Gemeinschaft ist wirkliche Führerschaft nicht denkbar. Unfähig, ein eigenwüchsiges politisches Gemeinschaftsleben zu erzeugen, verfiel unsere Gedankenwelt den Irrlehren des angelsächsischen Liberalismus und der französischen Demokratie und dem auf dem Boden beider entsprossenen Marxismus. Und was der westlichen Staatenwelt Phrase und Form blieb, das wurde uns zum Inhalt unserer gesamten politischen Existenz.

Ließ sich das allgemeine gleiche Wahlrecht, welches das Staatsleben mehr und mehr den Händen der zentrifugalen Kräfte auslieferte, beseitigen? Fürst Bismarck hat ausgesprochen, er habe nie gezweifelt, das deutsche Volk werde, sobald es einsähe, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein, sich davon freizumachen, und als er am Schluß seiner amtlichen Laufbahn erkannte, daß seine Annahme irrig sei, da ging er entschlossen daran, diesen Irrtum zu korrigieren.

Der Kaiser hat sich damals seinem Kanzler versagt. — Er war der Überzeugung, daß ein Gewaltakt, der durch die Autorität und Popularität eines Wilhelms I. hätte gedeckt werden können, für den noch unbewährten Enkel eine unerträgliche Kraftprobe bedeuten würde. Er hoffte, auf dem Wege des Ausgleichs der Atomisierung Herr werden zu können, durch Vertrauen eine wirkliche Führerschaft zu erringen. Die Männer, die verantwortlich die Staatsgeschäfte führten, wurden mehr und mehr mit Rücksicht darauf ausgewählt, der Einfluß des Kaisers aber reichte nicht aus, um auf der einen

Seite dem politischen Kurse Zielsicherheit und Folgerichtigkeit zu verleihen, auf der anderen Seite die Volksvertretung vom Kampf um die Macht im Staate abzulenken und für eine vertrauensvolle Mitarbeit zu gewinnen.

Unsere unglücklichen innerpolitischen Verhältnisse machten sich gerade in einer Zeit fühlbar, in der die junge deutsche Großmacht die Entwicklung zur Weltmacht vollzog, von einer rein kontinentalen Politik zur Weltpolitik fortschritt, in einer Zeit, in der die nationale Konsolidation auf dem Kontinente noch nicht abgeschlossen war. Solange Österreich-Ungarn bestand, blieb der politische Zustand des Kontinents flüssig. Die traditionelle Rücksicht auf Erhaltung der Doppelmonarchie stellte die äußere Politik vor fast unlösbare Probleme und verhinderte, daß sie aus dem Lavieren herauskam, sich auf große völkische Ziele einstellen konnte. Wir mußten uns auf dem Kontinent „saturiert" erklären, ohne es zu sein. Das nahm unserer Politik die klare Linie und den nationalen Schwung, der nun einmal nötig ist, um ein politisch temperament- und instinktloses Volk aus innerem Parteihader heraus zu politischer Gemeinschaft zusammenzuschweißen.

So traten wir in den Krieg ein, völlig zerrissen, ohne Gemeinschaft, ohne ausgesprochene politische Führerschaft. Die Friedensschulung des Volkes, die sich auf Autorität und unbedingte Gefolgschaft gründete, bewährte sich militärisch in glänzender Weise, war aber doch zu militärisch-einseitig, um sich politisch-gesellschaftlich voll auszuwirken.

Was lag näher als der Versuch, während der Dauer des Krieges auch den Staat und die Gesellschaft nach militärischen Methoden zu lenken? Improvisieren ließ sich ein solches Verfahren allerdings nicht. Es hätte friedensmäßiger Vorbereitung bedurft. Auf die Auswahl der Persönlichkeiten kam dabei alles an, die Besten waren gerade gut genug, sollte der Gedanke nicht in Formalismus und öder Mechanisierung erstarren. Was man auf Grund eines veralteten Belagerungszustandgesetzes schuf, war eine Halbheit, die mehr hemmte als förderte, das Ansehen der zivilen Verwaltung schwächte, ohne das Vertrauen zur militärischen zu heben. Denn unsere militärische Denkweise deckte sich nicht mit der politischen. Der Soldat lebt in

Entscheidungen, der Politiker in Entwickelungen. Vortreffliche Generäle können sehr schlechte Politiker, hervorragende Politiker miserable Truppenführer sein. Wo man sie vertauscht, da entsteht leicht ein Zwiespalt, der mit Willenslähmung endet.

Den gesunden Wirklichkeitssinn, der mit nüchternem Blick die Dinge sieht, wie sie sind, keinen Optimismus und keinen Pessimismus kennt, hat uns unsere Naturanlage versagt. „Wir schadeten", so urteilte Gervinus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in seiner Hamlet-Betrachtung, „dem sicheren Takte des instinktiven Lebens durch allzu viele Geistesübung und Reflexion und der gewissen Erkenntnis des Wirklichen durch Grillen und Phantasien . . . Jeder rief mit Hamlet sein Weh darüber, daß die Welt aus den Fugen sei, und jeder meinte sich berufen, sie einzurichten! Es ist dem Stumpfen schwer fühlbar zu machen, obgleich sich's für den Kundigen von selbst fühlt, wie in diesem Satze der Grundverderb für Hamlet lag wie für uns! Denn so bilden auch wir uns ein, unsere Aufgabe in Literatur und Politik sei in einer weiten Ferne und in einem unbekannten Ganzen und Großen gelegen, und darüber versäumen wir zu tun, was unser Teil und unsere nächste Aufgabe ist."

Gervinus hat schon recht: „Hamlet ist Deutschland." Der Feldherr, der Staatsmann, der Parteimann, ja das ganze Volk, sie alle trugen Züge, wenn auch sehr verschiedene Züge dieser rätselhaften Natur: eine Inkongruenz zwischen Erkennen und Wollen, Wissen und Können.

Meine Berufung ins Große Hauptquartier.

Mein militärisches Schicksal hat mich im Weltkriege vielerlei erleben lassen. Als Erster Generalstabsoffizier der Garde-Kavallerie-Division nahm ich teil an den großen Schlachten des Jahres 1914 in Frankreich. Im Frühjahr 1915 wurde ich in gleicher Eigenschaft zur 43. Reserve-Division versetzt. Nach Abschluß der Kämpfe um Ypern erfolgte der Abtransport der Division nach dem Osten, wo wir den Siegeszug von Jaroslau über Brest-Litowsk bis zur Jasiolda mitmachten.

Als Erster Generalstabsoffizier des XXII. Reservekorps zog ich im Herbst 1915 in den Feldzug gegen Serbien, kämpfte im Frühjahr des nächsten Jahres bei Verdun und im Sommer in Ostgalizien in der Abwehr der Brussilow-Offensive.

Nach mehrmonatiger Tätigkeit im Großen Hauptquartier wurde ich Anfang März 1917 nach Konstantinopel als Stellvertreter des Militärbevollmächtigten bei der dortigen deutschen Botschaft entsandt. Im November desselben Jahres kehrte ich ins Große Hauptquartier zurück, um bis Ende Februar 1918 die Geschäfte der Zentralabteilung zu führen. Dann erfolgte meine Ernennung zum Oberquartiermeister der Heeresgruppe Herzog Albrecht von Württemberg.

Am Abend des 1. August 1918 rief mich der Chef der Zentralabteilung im Großen Hauptquartier, Oberst von Tieschowitz, aus Avesnes an und teilte mir mit, daß ich für eine Verwendung als Generalstabsoffizier bei S. M. dem Kaiser und König in Aussicht genommen sei; ich solle nach Avesnes kommen, dort würde man mir Näheres mitteilen. Ich bat, von der geplanten Verwendung Abstand zu nehmen, weil ich mich für ungeeignet hielte, auch ein Wechsel in der Besetzung des Oberquartiermeisterpostens für die Heeresgruppe im gegenwärtigen Zeitpunkt außerordentlich störend sei.

Oberst von Tieschowitz suchte meine Bedenken zu zerstreuen, betonte die Wichtigkeit und Notwendigkeit der in Aussicht genommenen Verwendung und bat mich, meine Abreise tunlichst zu beschleunigen. Vierundzwanzig Stunden später saß ich im Zuge, der mich über Metz—Charleville am 3. August vormittags nach Avesnes brachte.

Ich hatte in zweijährigem ununterbrochenen Truppengeneralstabsdienst die Kampfverhältnisse auf allen Kriegsschauplätzen kennengelernt, hatte im Großen Hauptquartier Einblick bekommen in das große Triebwerk der Heeresmaschine, hatte Gelegenheit gehabt, die Lage meines Vaterlandes auch von außen her zu betrachten und zu beurteilen, hatte schließlich in meiner Dienststellung als Oberquartiermeister erfahren, wie schwer die Not des Krieges auf der Heimat lastete, mit welch unendlichen Reibungen unser ziviler Verwaltungsapparat zu kämpfen hatte, und welch schwere Gefahren dem gesamten Staatsgefüge von innen her drohten. Mir war klar geworden, daß etwas Entscheidendes geschehen mußte, wenn wir den Krieg zu einem

glücklichen Ende bringen wollten. Die Kriegführung, die äußere und innere Politik bedurften einheitlicher Zusammenfassung, einer klaren gemeinsamen Linie.

Politik und Kriegführung.

In den gewaltigen Dimensionen des modernen Staatslebens kann der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sein. Die Leistungsfähigkeit des genialsten Menschen reicht nicht mehr aus, um gleichzeitig die Operationen der Millionenheere zu leiten, die für die Kriegführung notwendigen personellen und materiellen Hilfskräfte zu erschließen, den gesamten Apparat der Politik und Verwaltung zu meistern. Eine klare durchdachte Arbeitsteilung wird zur Notwendigkeit. Aber sie birgt schwere Gefahren in sich, wenn nicht ein übergeordneter Wille die Einheit des Handelns verbürgt. Mechanisierte Arbeitsteilung führt im staatlichen Leben nur zu leicht zum Ressortpartikularismus und zu einem Gegeneinanderarbeiten der motorischen Kräfte, wodurch die Gesamtleistung in Frage gestellt, ja, sogar in ganz falsche Richtung geleitet werden kann. Beim Übergang vom Frieden in den Kriegszustand wird der Heerführer als mitbestimmender Faktor in die Funktionen des staatlichen Lebens eingegliedert. Aus stiller, verborgener Friedensarbeit tritt er ein in den Brennpunkt alles Handelns, unvermittelt, ohne organische Verbundenheit. Wo sollen die Grenzen seiner Wirkungssphäre gesteckt werden? Sind sie überhaupt klar bestimmbar? Das Problem ist in erster Linie eine Persönlichkeitsfrage. In den Kriegen des vorigen Jahrhunderts wurde sie gelöst. Bismarck, Moltke, Roon fühlten sich innerlich organisch verbunden und fanden in ihrem König das Willenszentrum, das den Organismus lebensfähig erhielt, dafür sorgte, daß, um ein Clausewitzsches Wort zu gebrauchen, „die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen die Politik selbst bleibt, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufhört, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken".

Im Weltkriege waren die Verhältnisse ungemein verwickelter geworden. An unserer Seite kämpften militärisch und politisch auto-

nome Bundesgenossen. Neben dem Landheere stand die Marine und verlangte mit Recht Ebenbürtigkeit. Die Hilfsquellen der Heimat waren beschränkt, bedurften deshalb einer planmäßigen Bewirtschaftung, die tief in die Selbstbestimmung der Produktion und des Konsums eingriff. Je länger der Krieg dauerte, je mehr seine Schrecken sich im Leben jedes Staatsbürgers fühlbar machten, um so abhängiger wurde die Kriegführung von der Stimmung des Volkes. Es trat damit Unwägbares in die Erscheinung, das in früheren Zeiten wohl beim Entschluß zum Kriege eine Rolle gespielt hatte, aber die Kriegführung selbst unberührt ließ.

Wir haben versucht, der Schwierigkeiten durch Organisationen Herr zu werden, aber diese Organisationen führten mehr oder weniger ein Sonderleben, sie ergänzten sich nicht, sondern entwickelten sich nebeneinander und durcheinander. Das ergab Hemmungen und Verwirrungen, Mißverständnisse und Mißstimmungen. Es gelang nicht, sie zu einem lebendigen Organismus auszugestalten, das Willenszentrum zu bilden, das aus der Vielheit die Einheit schafft.

„Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen, und soll die Politik den Mitteln zum Kriege angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Beratungen und Beschlüssen teilnehme. Dies ist aber wieder nur möglich, wenn das Kabinett, d. h. die Regierung selbst, sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes befindet, damit die Dinge ohne merklichen Zeitverlust abgemacht werden können*."

Mir scheint, daß es in unserer Zeit auf den Zeitverlust, der ja bei der Schnelligkeit unserer modernen Verkehrsmittel kaum noch eine Rolle spielt, weniger ankommt als auf das Sichverstehen, auf die innere Harmonie der leitenden Persönlichkeiten und die Möglichkeit eines sofortigen autoritativen Ausgleichs von Auffassungs- und Meinungsverschiedenheiten, die sich nur im engen täglichen Zusammenleben erzielen lassen. Es mußte zwischen Männern, die in Zeiten der Not berufen waren, die Geschicke des Volkes zu lenken, so etwas

* „Vom Kriege." Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz.

herausbilden wie eine kameradschaftliche Solidarität. Um ein solches Verhältnis pflegen zu können, hätten sich diese Männer den ganzen Ballast formaler Amtsführung, die Fülle von Einzelfragen und Einzelanordnungen fernhalten müssen. Sie bedurften der Muße, um die Übersicht zu behalten, um große Gedanken zu bewegen. Deutsche Pflichttreue ist gewiß ein unschätzbares Gut, aber sie entzieht sich selten der Versuchung, alles selbst machen, jede Einzelheit selbst anordnen und überwachen zu wollen. Daraus entsteht dann eine Überlastung, die wertvolle Kräfte unnütz verzehrt, die Zeit für das Wesentliche raubt und große Gedanken nicht zur Reife kommen läßt.

Durch die Gebundenheit der für die Führung des Krieges und die Führung der Politik maßgebenden Persönlichkeiten an ihre formale Amtsführung ist es dem Kaiser ungemein erschwert worden, die Einheit des Wollens und Wirkens herzustellen, die seines hohen Berufes wesentlicher Inhalt war. Eine stolze bewährte Tradition fesselte ihn beim kämpfenden Heere, die Wahrnehmung seiner politischen Pflichten forderte seine Anwesenheit in der Reichshauptstadt. Schriftliche Berichte und eine Orientierung durch untergeordnete Beauftragte der militärischen und politischen Leitung genügten nicht zur Erzeugung und Übertragung eines geschlossenen Willens. Schließlich war der Kaiser isoliert, und während die Heeres- und die Reichsleitung nebeneinander und gegeneinander arbeiteten, wurde das instinktlose deutsche Volk die Beute politischer Verführer.

Unsere Lage Ende Juli 1918.

Als die Offensive bei Reims mißglückte, der Fochsche Gegenstoß uns so schwere Verluste an Menschen und Material brachte, als ich aus eigener Anschauung sah, wie die Reserven dahinschmolzen und die physische Zermürbung der Kampftruppen fortschritt, da hatte ich mir in ernster, schonungsloser Prüfung die Frage vorgelegt: Was nun?

Unser herrliches Heer hatte unter äußerster Kraftanstrengung bei den Angriffshandlungen bewunderungswürdige Einzelerfolge erzielt; es hatte monatelang dem Gegner das Gesetz vorgeschrieben, seine

planmäßigen Angriffsvorbereitungen, die uns zu erdrücken drohten, zerschlagen. Aber einen operativen Erfolg, der dem Gegner die Freiheit kriegerischen Handelns nahm, hatten wir nicht errungen. Eine Möglichkeit, die Kraftanstrengung des Frühjahrs in annähernd gleichem Maße zu wiederholen, bestand nicht, während unsere Feinde die Menschen- und Materialverluste nicht allein in kurzer Zeit auszugleichen, sondern ihre Stoßkraft zu verstärken vermochten. Aus diesen Erwägungen ergab sich unerbittlich die Folgerung, daß eine Aussicht, durch Angriffsoperationen zu Lande den Gegner zum Frieden zu zwingen, nicht mehr bestand.

Unsere Kriegshandlungen zu Lande stellten also kein Zwangsmittel, sondern nur noch ein Druckmittel dar, ein Druckmittel, das, sowohl absolut wie relativ betrachtet, nicht mehr gesteigert werden konnte, sondern allmählich an Kraft verlor.

Die Erwartungen, die wir an die Wirkung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges geknüpft hatten, waren nur teilweise in Erfüllung gegangen. Unsere Gegner hatten Zeit gehabt, eine planmäßige Abwehr zu entwickeln, die uns mehr und mehr die Hoffnung nahm, England oder Amerika durch die Wirkung des Unterwasserkrieges matt zu setzen.

Krieg bedeutet Politik, Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln. Reichen die Mittel zum Zwang, dann kann und muß der Politiker dem Kriegsmanne das Feld räumen. Aufgabe des Politikers bleibt die gedankliche Vorbereitung des Friedens, nicht allein der Friedensbedingungen, sondern eines friedlichen Zusammenlebens der Völker auf der durch das Zwangsmittel des Krieges bedingten Grundlage. Er trägt damit eine schwerere Verantwortung als der Kriegsmann; denn seine Entschließungen wurzeln in voraussichtlichen Entwicklungen. Der Vorwurf der Schwäche wird ihm selten erspart bleiben. Nur die fest gegründete innere Überzeugung und eine unerschütterliche Stärke des Charakters werden ihm den Gleichmut und die Beharrlichkeit geben, auf Anerkennung und Popularität, wie sie Augenblickserfolge bringen, zugunsten einer problematischen, der Allgemeinheit gänzlich verschleierten Zukunftsgestaltung zu verzichten. Welche bitteren Anfechtungen hat ein Bismarck in Nikolsburg erdulden müssen! Er teilt uns das Marginale mit, das der König an

den Rand seiner Friedensvorschläge schrieb: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen."

Weit schwieriger aber liegen die Verhältnisse, wenn die gewaltsamen Mittel des Krieges zum Zwange nicht hinreichen. Schon das Eingeständnis, daß dem so ist, bedeutet für den Feldherrn eine schwere, bittere Entschließung. Wann darf er den Glauben an den Sieg, den er auf Heer und Heimat übertragen muß, aufgeben? Darf er es überhaupt? — Eine solche Entschließung kann nicht in Stunden reifen. Sie wird in tage-, ja wochenlangem inneren Ringen geboren.

Das deutsche Volk war gefühlsmäßig auf den Sieg eingestellt. Der Politiker hatte im vollsten Sinne des Wortes dem Kriegsmanne das Feld geräumt. Bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk und Bukarest war das zum Ausdruck gekommen; der Entscheidungsstandpunkt der Obersten Heeresleitung setzte sich durch, setzte sich durch unter Zustimmung der öffentlichen Meinung in der Heimat.

Die Stimmung eines Heeres, das seine äußerste Kraft in vierjährigem Ringen an den Sieg gesetzt hat, die seelische Kraft eines Volkes, das namenloses Leiden erduldet und, durch Hunger zermürbt, von dem Siege der Waffen die Erlösung aus Not und Tod erwartet, ist unwägbar. Keine Berechnung vermag aufzuzeigen, bis zu welchem Grade sie mit Hoffnungslosigkeit belastet werden kann. Neue seelische Lasten aufzuerlegen, ohne vorher Stützen einzuziehen, Impulse zu zerstören, ohne frische Impulse zu erwecken, das bedeutete für den Feldherrn ein Vabanquespiel sondergleichen. — Nur ein Staatsmann von ausgesprochen psychologischer Intuition konnte den Weg zur Lösung eines so schwierigen Problems weisen. Zunächst kam es darauf an, grundsätzliche Klarheit zu gewinnen, dem verantwortlichen Leiter der Politik eindeutig zu sagen, daß der Kulminationspunkt militärischer Kraftentfaltung überschritten sei, daß die Kriegführung nur noch als Druckmittel der Politik gewertet werden könne, und daß wir zum Frieden kommen müßten, *solange wir stark seien*. Wir

waren noch stark, für den Rest des Jahres unüberwindlich stark, wenn wir uns auf verkürzter Front in tiefer Staffelung zur beweglichen Verteidigung einrichteten.

Für den Staatsmann wurden damit klare Verhältnisse geschaffen. Die Weiterführung der Kriegspolitik lag von diesem Augenblick an in seinen Händen. Er hatte die Aufgabe, in den nächsten Monaten den Weg zum Verhandlungstische zu finden. Daß öffentliche Friedensangebote und parlamentarische Friedensresolutionen nicht zu diesem Ziele führen konnten, hatte die Erfahrung zu unserem Schaden gezeigt. Nur durch Wiederanknüpfung der zerrissenen Fäden persönlicher Beziehungen ließen sich Möglichkeiten schaffen, und auf die Auswahl des Staatsmanns kam dabei alles an*. Nur eine Persönlichkeit mit umfassender Kenntnis der feindlichen Völker, reicher diplomatischer Erfahrung und umfangreicher persönlicher Verbindungen kam dafür in Frage. Ich glaube, daß nur ein Mann vorhanden war, der diesen Vorbedingungen entsprach: Fürst von Bülow.

Völlige Freiheit des Handelns, Unabhängigkeit von der Obersten Heeresleitung und dem Parlament war eine unerläßliche Voraussetzung des Erfolges. Der Kaiser konnte der zu wählenden Persönlichkeit nur eine Richtlinie geben: möglichste Wiederherstellung des Status quo in territorialer Beziehung. Ideelle Zugeständnisse gegenüber den Wilsonschen Proklamationen, Verzichte auf maritimem Gebiete und koloniale Einbußen durften der Erhaltung unseres kontinentalen Besitzstandes gegenüber keine Rolle spielen.

Auch bei der Regelung der osteuropäischen Fragen war den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Je mehr uns die Übermacht unserer Gegner zu Beschränkungen nötigte, um so mehr mußten wir uns sagen, daß unsere Zukunft auf einer Konsolidierung des östlichen Kontinents ruhte. Unsere Randstaatenpolitik hatte uns in

* „Die Aufgabe der Politik liegt in der möglichst richtigen Voraussicht dessen, was andere Leute unter gegebenen Umständen tun werden. Die Befähigung zu dieser Voraussicht wird selten in dem Maße angeboren sein, daß sie nicht, um wirksam zu werden, eines gewissen Maßes von geschäftlicher Erfahrung und Personalkenntnis bedürfte, und ich kann mich beunruhigender Eindrücke nicht erwehren, wenn ich bedenke, in welchem Umfange diese Eigenschaften in unseren leitenden Kreisen verlorengegangen sind." Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck.

Probleme verstrickt, die für uns kaum lösbar gewesen wären, wenn uns das Schicksal als militärische Sieger aus dem Völkerringen hätte hervorgehen lassen. Durch den Zusammenbruch Rußlands waren Finnen, Balten und Litauer, die russischen Polen und Ukrainer vom Joche des zaristischen Absolutismus befreit worden. Wie diese Völker sich mit dem nachzaristischen Regimente auseinandersetzten, das war eine Frage, in die einzugreifen der großen Linie unserer Zukunftspolitik gefährlich werden konnte. Was wir tun mußten, war dieses: die Herrschaft Lenins mit schnellen militärischen Schlägen zu zerbrechen und der Konstituierung eines Rußlands auf föderalistischer Grundlage die Wege zu ebnen. War das geschehen, dann konnte der gesamte Osten jenseit der Grenze von 1914 allmählich geräumt, für uns notwendige Grenzgebiete dem Deutschen Reiche einverleibt werden.

Ein solches Verfahren hätte gleichzeitig die beste Handhabe geboten, um den Intrigen der habsburgischen Politik zu begegnen. Daß die Monarchie Kaiser Karls in ihrem bisherigen Stande den Frieden nicht lange überleben würde, lag für jeden Beobachter der zerfahrenen österreichisch-ungarischen Verhältnisse auf der Hand. Machterweiterung auf Kosten des ehemaligen Russischen Reiches war nicht geeignet, den Zerfall zu verzögern, sondern diente nur einer Beschleunigung der unaufhaltsamen Auflösung. Eine Zurückhaltung unsererseits in den Ostfragen hätte die dauernde latente Spannung zwischen den verbündeten Mächten beseitigt und uns die besten Aussichten gegeben, in absehbarer Zeit auf friedlichem Wege zur Lösung der großdeutschen Frage zu kommen. Der Politik des Deutschen Reiches eröffnete sich schon damit die Aussicht auf eine organische Machterweiterung, die freiwillige Opfer auf dem Gebiete der Seegeltung und Kolonialentwicklung aufgewogen hätte.

Der notwendige Verzicht auf die flandrische Küste schloß Deutschland von neuem vom freien Weltmeere ab. Unsere Lage am mare clausum blieb damit unser Schicksal. Kohlenstationen und Flottenstützpunkte in den weiten Weltmeeren konnten für die Ungunst unserer maritimen Lage niemals einen Ausgleich schaffen.

Kriegerische Machtenfaltung ist nun einmal geographisch bedingt. Das hat keiner deutlicher ausgesprochen als der Generalfeld-

marschall Graf Moltke. Nach Abschluß des Feldzuges von 1866 griffen seine Gegner ihn heftig an mit der Behauptung, der getrennte Einmarsch nach Böhmen sei eine strategische Ungeheuerlichkeit gewesen, die allen Gesetzen der Kriegführung Hohn spreche. Moltke verteidigte sich in einem anonymen Aufsatz des Militärwochenblattes. Er gab den Bedenken seiner Gegner recht, stellte aber gleichzeitig die Gegenfrage, ob einer seiner Kritiker in der Lage sei, die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß Böhmen mit den Wällen seiner Grenzgebirge sich wie eine Bastion in das Gebiet des Preußischen Staates hineinschiebe.

Völlige Klarheit über die Schranken unserer militärischen Leistungskraft hätte die Politik nicht allein vor eine fest umrissene außenpolitische Aufgabe gestellt, sondern auch die Entwirrung der drohenden inneren Krise erleichtert.

Die Einstellung der inneren Verhältnisse auf die äußere Lage ist bei keinem Volke Europas so schwierig gewesen wie bei dem deutschen. Eine tausendjährige Geschichte gibt davon Zeugnis. „Wir Deutschen haben uns durch unser politisches Ungeschick, durch die Formlosigkeit und Verworrenheit unseres inneren nationalen Lebens nur zu oft um die Erfolge unserer Waffen betrogen, haben uns eine erfolgreiche nationale auswärtige Politik durch engherzige und kurzsichtige innere Politik jahrhundertelang unmöglich gemacht . . . Politischer Sinn ist Sinn für das Allgemeine. Eben daran gebricht es den Deutschen. Politisch begabte Völker setzen, bald bewußt, bald mehr instinktiv, im rechten Augenblick auch ohne Druck einer besonderen Notlage die allgemeinen nationalen Interessen den besonderen Bestrebungen und Wünschen voran. Im deutschen Charakter liegt es, die Tatkraft vorwiegend im besonderen zu üben, das allgemeine Interesse dem einzelnen, dem engeren unmittelbarer fühlbaren nachzustellen, ja unterzuordnen. Das hat Goethe im Auge mit seinem oft zitierten grausamen Ausspruch, daß der Deutsche im einzelnen tüchtig, im ganzen miserabel sei*.

Es liegt eine unendliche Tragik darin, daß gerade ein Volk mit so mangelhaft entwickeltem politischen Sinn wie das deutsche, vom dunklen Triebe der Völkerwanderung in Bewegung gesetzt, schließlich

* Fürst von Bülow: „Deutsche Politik", Seite 161 usw.

eingebettet wurde im Herzen Europas zwischen Madjaren und Slowenen, Tschechen und Polen, Franzosen und Italienern, Völkern, denen kraft ihrer angeborenen nationalen Leidenschaft der Nationalitätenkampf stets ein Lebensbedürfnis gewesen ist.

Aus solchen naturgegebenen Bedingungen allein ist der Aufbau des preußischen Beamten- und Militärstaates zu verstehen und die gewaltige Mission des Preußentums für den nationalen Bestand des deutschen Volkes hervorgegangen. Die Konstitution in Preußen und im Reich bedeutete nicht eine Phase geschichtlicher Entwicklung, sondern die einzig mögliche Form stetiger und kraftvoller politischer Willensbildung angesichts der gegebenen partikularistischen Tendenzen, die das völkische und gesellschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes zerrissen.

Die Reichsverfassung, durch die Fürst Bismarck das Deutsche Reich begründete, war — und darin liegt ihre ganze unnachahmliche Größe — nicht konstruiert, sondern erfühlt. „Doktrinär" — so sagte der Fürst-Reichskanzler — „bin ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen, alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie, in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt atmen können."

Es liegt auf der Hand, daß ein so empfindliches, auf psychologischen Voraussetzungen beruhendes Staatsgefüge nur von einer Meisterhand und einem starken Willen erhalten werden konnte. Fürst Bismarck hatte gerade in der Personalunion des Monarchen in Preußen und im Reiche, des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten sowie in der Präsidialstellung des preußischen Staatsministeriums im Bundesrat die stärksten Stützen für eine von Parteiungen unabhängige Willensbildung gesehen und hatte wohl kampflustig gedroht, daß er das Reich durch Preußen „trockenzulegen" gedenke. Sein vierter Nachfolger dachte anders. Er war der Ansicht, daß „der Zwang, mit zwei Parlamenten verschiedener Zusammensetzung und entgegengesetzter Gesinnung zu arbeiten, jede Regierung in lähmende Halbheiten verstricken mußte"*.

* Th. von Bethmann Hollweg: „Betrachtungen zum Weltkrieg."

Es wäre ungerecht, zu verkennen, daß die gesellschaftliche und wirtschaftliche Struktur des Preußischen Staates sich in den 45 Jahren seit der Gründung des Deutschen Reiches völlig verändert hatte. Aus dem Agrarstaat war ein industrialisierter Staat geworden, mit ihm aber ein gewaltiges industrielles Proletariat und ein Heer unselbständiger und entwurzelter Existenzen herangewachsen. Die staatlichen Institutionen hatten sich diesen veränderten Verhältnissen nicht angepaßt. Durch das Dreiklassenwahlrecht fühlten sich breite Volksschichten benachteiligt. Das wäre noch erträglich gewesen. Weit schlimmer war, daß das Beamtentum und das Offizierkorps, diese Eckpfeiler des Preußenstaates, ungewollt ein kastenmäßiges Aussehen erhielten, auch von plutokratischen Einflüssen nicht ganz unberührt blieben. Die Staatsfremdheit, ja Staatsfeindschaft der Massen wurde dadurch verstärkt, ein Zustand, der durch eine zügellose marxistische Propaganda gegen Monarchie, Konstitution und Gesellschaft eine verhängnisvolle Verschärfung erfuhr.

Unter solchen Umständen war die Radikalisierung des Wahlrechts ein gefährliches Experiment. Die Versöhnung mit dem Staate mußte vorausgehen, und sie hätte vielleicht erfolgen können, wenn die preußische Regierung, die Hochstimmung der Augusttage von 1914 benutzend, die Selbstverwaltung ausgestaltet und eine Anzahl von Vertrauensmännern des werktätigen Volkes in den Staatsdienst übernommen hätte. Auch für das Offizierkorps war eine analoge Übernahme besonders bewährter Berufsunteroffiziere vorzusehen. Daß man bei der Auswahl von Offizieren des Beurlaubtenstandes am Einjährigenprivileg festhielt, habe ich nie verstanden. Kriegerische Fähigkeit und Friedenserziehung sind verschiedene Dinge. Im Kriege durften allein die Leistung und der Persönlichkeitswert entscheiden. Nur so ließ sich die Volkstümlichkeit der militärischen Einrichtungen erhalten, die für ein „Volk in Waffen" unentbehrlich ist.

Die Zusagen verfassungsrechtlicher Natur, die durch die Osterbotschaft und die Kabinettsorder vom 11. Juli 1917 gemacht worden waren, sowie das Hinübergleiten in parlamentarische Formen bei Ernennung des Reichskanzlers Grafen Hertling hatten die innerpolitischen Reibungen nicht vermindert. Im Gegenteil, die parteipolitische Zerklüftung war immer stärker, die Behinderung des Regierungs-

apparates durch parlamentarische Gebundenheit immer fühlbarer geworden. Der altersschwache Graf Hertling war in vollkommene Passivität versunken und hielt den Grundsatz: „Quieta non movere" für den letzten Schluß politischer Weisheit.

Das Deutsche Reich hatte seit Kriegsbeginn nun glücklich den dritten Kanzler und vierten Außenminister. Die Folge war, daß sich bei der Hinneigung unseres politischen Denkens zum Doktrinarismus in weiten Kreisen des deutschen Volkes die Vorstellung festsetzte, unser Verfassungssystem bedürfe einer grundlegenden Änderung, statt die Augen zurückzulenken zur großen Bismarckschen Ära und den Ruf zu erheben nach einer starken Persönlichkeit.

Die Forderung einer Militärdiktatur ist damals von treuen, vaterländisch und sozial denkenden Männern gestellt worden. Sie verwiesen auf England, das von einem Lloyd George mit autokratischer Machtvollkommenheit geführt wurde, auf Frankreich, wo sich Volk und Parlament dem diktatorischen Willen eines Clemenceau willig fügten. Sie vergaßen aber, daß sowohl in England wie in Frankreich den herrschenden Männern die unumschränkte Gewalt nicht übertragen worden war, sondern daß sie zu Diktatoren wurden kraft ihrer Persönlichkeit und durch das hingebende Vertrauen der Völker.

Das deutsche Volk, das sich wie kein anderes, wenn auch laut scheltend, einem eisernen Willen fügt, hätte bei Beginn des Krieges einen eingesetzten Militärdiktator ertragen. Im Sommer des Jahres 1918 konnte nur eine Persönlichkeit des allgemeinen Vertrauens nach diktatorischen Methoden das legale oberste Reichsamt führen.

„In einem Kampf derart, wenn es auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach außen; die Liquidierung und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden."

Mit diesen Worten hat Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" seine viel angefochtene revolutionäre Tat, die De-

pesche vom 10. Juni 1866, durch die er das allgemeine Wahlrecht „in die Pfanne warf", begründet.

Auch jetzt im Jahre 1918, wo es wieder um Tod und Leben ging, durfte man nicht zögern, jedes Mittel zu gebrauchen, das geeignet schien, die innere Einheit des Volkes wiederherzustellen und die Staatsmaschine auf das äußerste Maß ihrer Leistungsfähigkeit zu bringen. Nicht in die Hand der Parlamente war die Anwendung solcher Mittel zu legen, sondern die Krone mußte über den Kopf der Parlamente hinweg an das ganze Volk appellieren und die Führung der Reichsgeschäfte in die Hände des Mannes legen, der in dem vierjährigen Ringen kraft seiner Persönlichkeitswerte und Leistungen zum Heros und getreuen Eckehard des deutschen Volkes geworden war: des Feldmarschalls von Hindenburg. Dieser Mann verfügte gewiß über kein politisches Wissen und über keine politische Erfahrung, aber er verfügte — und das war wichtiger — über unschätzbare geistige und sittliche Qualitäten, verfügte über eine aus dem unbedingten Vertrauen aller Kreise des deutschen Volkes heraus geborene Autorität und über eine ihm treu ergebene reale Macht im Heer, Momente, die ausreichten, um auserwählten Fachministern die weitestgehenden Wirkungsmöglichkeiten zu schaffen.

Dazu trat fördernd das Verhältnis kerndeutscher gegenseitiger Treue zwischen dem Kaiser und dem Feldmarschall, das des Kaisers Majestät ebenso hob, wie es die schlichte, selbstlose Größe seines Ersten Feldherrn ehrte. Traten Kaiser und Feldmarschall Hand in Hand vor das Volk mit dem Rufe zur Sammlung aller Kräfte für eine nationale Verteidigung und dem gleichzeitigen Versprechen, daß das Verfassungsleben fortgebildet werden, daß bei dieser Umgestaltung das Volk in Waffen nach seiner Rückkehr zu friedlicher Arbeit mitwirken solle, dann konnten sie für die letzte Spanne äußerster nationaler Kraftanspannung die Parlamente ausschalten. Das deutsche Volk hätte unter solchen Voraussetzungen die Auflösung des Reichstages und Preußischen Landtages nicht allein verstanden, sondern freudig begrüßt.

Auch die notwendige Unterordnung der militärischen Führung unter die politische Leitung wäre auf diese Weise in glücklichster Form gewährleistet gewesen. Diese Unterordnung mußte darin zum Aus-

druck kommen, daß der Feldmarschall sich von allen seinen Mitarbeitern in der Obersten Heeresleitung unbedingt trennte. In der Reichsleitung war mit Ausnahme des Kriegsministers für Militärs kein Platz.

In Avesnes.

„. . . Und vergessen Sie nie, daß der Kaiser ein wahrhaft edler Mensch ist!" — Mit diesen Worten drückte der Feldmarschall mir, ein längeres Gespräch beendend, die Hand. Mir war es, als sei etwas von der Zuversicht und Selbstsicherheit dieser geschlossenen Persönlichkeit auf mich übergesprungen. Das war viel, aber nicht genug.

Man hatte mir gesagt, es sei das Bedürfnis vorhanden, in der Umgebung des Kaisers einen Generalstabsoffizier zu haben, der es verstände, das Vertrauen zu den maßgebenden Männern der Heeresleitung zu stärken und deren Entschließungen und Vorschläge zu vertreten. Ich zweifelte an meiner Geeignetheit. Das höfische Leben war mir fremd, und was ich bisher davon gesehen hatte, nicht geartet, meine Bedenken zu zerstreuen. Meine Leistungen im Kriege wiesen nichts auf, was mich berechtigt hätte, als Vertrauensperson vom Obersten Kriegsherrn bewertet zu werden. Andererseits verlangte man mehr von mir als eine rein referierende Tätigkeit. Ich mußte, wenn ich den Zweck meiner Sendung erfüllen wollte, das menschliche Vertrauen des Kaisers erwerben. Ob mir das gelingen würde, war eine Frage, die sich nicht im voraus beantworten ließ. Ich hatte aus meinen bisherigen Beobachtungen den Eindruck gewonnen, daß der Kaiser das Gespräch mit Männern suchte, die durch eine Heraushebung von Einzelerfolgen dem Gesamtbilde unserer militärischen und politischen Lage die Kennzeichen siegreichen Fortschreitens zu geben wußten. Es wäre ungerecht, solchen Männern den Vorwurf bewußter Unwahrhaftigkeit und Entstellung von Tatsachen zu machen. Gewiß hat mancher aus dem rein selbstischen Trieb, die Stunden höfischer Muße in „gutem Wetter" zu verbringen, so gehandelt. Andererseits darf man aber nicht verkennen, daß die schwere Last der Verantwortung die seelische Spannkraft des Monarchen um so

gewaltiger in Anspruch nahm, je länger der Krieg sich ohne entscheidende Erfolge hinschleppte, und daß alle diejenigen, die der Überzeugung waren, daß das Ergebnis des Krieges schließlich auf eine Nervenprobe herauskomme, sich verpflichtet fühlten, alles daranzusetzen, um die Widerstandskraft des berufenen Willensträgers gegenüber den fast täglichen Rückschlägen auf den zahlreichen Kriegsschauplätzen und den immer stärker werdenden defaitistischen Neigungen in der Heimat zu stärken.

Wie sah denn überhaupt die Seele des Kaisers aus? Konnte die Außenwirkung einer solchen verantwortungsbeschwerten Persönlichkeit seinem Innenleben, dem Komplex seiner Vorstellungen und Überzeugungen gleichgesetzt werden? — Nie und nimmer!

Sicherlich beurteilte der Kaiser die Lage klarer als wir alle. Aber gerade darum mußte er die Siegeszuversicht zur Schau tragen, die von seinem Volke zu verlangen für ihn eisernes Gebot war. Was ist natürlicher, als daß menschliche Zagheit nach allen Impulsen der Hoffnung greift, die ihr von außen entgegengetragen werden? Glaubt ihr, die ihr heute schmäht, daß der Kaiser nicht unterscheiden konnte zwischen Aufmachung und Überzeugung, daß er sich durch Narren täuschen ließ und sein Inneres Narren preisgegeben hätte? — —

Sollte ich das Vertrauen des Kaisers gewinnen, dann mußte ich selbst eine klare Überzeugung haben. Die hatte ich mir gebildet. Aber stimmte diese Überzeugung überein mit den Auffassungen derjenigen Persönlichkeiten, die mich zum Mittler ausersehen hatten? Das war der stärkste Zweifel, der mich bewegte. Der Feldmarschall hatte diesen Zweifel nicht behoben, hatte mich an ausführliche Anweisungen des Ersten Generalquartiermeisters und seiner Mitarbeiter gewiesen.

Ich hatte im Juli, nach Abschluß der Reims-Offensive, meine Gedanken über unsere veränderte militärische Lage und die Notwendigkeit einer klaren Auseinandersetzung zwischen Politik und Kriegführung schriftlich niedergelegt, den Schriftsatz dem Chef der Zentralabteilung im Großen Hauptquartier unterbreitet und von diesem die Mitteilung erhalten, General Ludendorff stimme meinen Ausführungen grundsätzlich zu; es würde in diesem Sinne schon gearbeitet. In welcher Weise das geschah, hoffte ich in Avesnes zu erfahren.

Nach der Aussprache mit dem Generalfeldmarschall begab ich mich zu Major von Bockelberg, der in der Operationsabteilung die Organisationsfragen bearbeitete. Er schilderte mir die Ersatzverhältnisse. Das Bild, das er von den Verlusten, von dem Zustande der Heeresreserven und den heimischen personellen Hilfsquellen gab, übertraf meine schlimmsten Erwartungen.

General Ludendorff hatte mir sagen lassen, ich möchte mich abends in seinem Arbeitszimmer einfinden. Beim Abendessen, das ich vorher beim Feldmarschall im Kreise seiner Mitarbeiter einnahm, herrschte im Gegensatz zur ungezwungenen Munterkeit, die der Feldmarschall so sehr liebte, eine ermüdende Einsilbigkeit. Die Männer, die hier zur kurzen Unterbrechung ihrer geradezu übermenschlichen Arbeitsleistung zusammenkamen, trugen in ihrer ganzen Haltung die Spuren tiefer geistiger und seelischer Abspannung. Die Abwehr des Fochschen Gegenstoßes hatte ihre Nervenkraft bis zum äußersten in Anspruch genommen.

Zur festgesetzten Stunde betrat ich das große, breitfenstrige, spartanisch nüchterne Arbeitszimmer des Generals, der an seinem Schreibtisch mit der Durchsicht eines Berges von Schriftstücken, die ihm sein Bureauoffizier allabendlich gesammelt vorzulegen pflegte, beschäftigt war.

Welch ein Wandel gegenüber dem Frühjahr, wo meine dienstliche Tätigkeit mich in die Nähe des großen Mannes geführt hatte, wo ich Zeuge gewesen war der gigantischen Tatkraft und der elastischen Hoffnungsfreudigkeit, womit er die Zurüstungen traf zur großen Offensive, die den Traum seines Lebens, die dauernde Befreiung des Vaterlandes vom allseitigen Drucke neidvoller und beutegieriger Feinde erfüllen sollte! Dieser Sohn des ostelbischen Kolonialbodens hatte in der eisernen Prägung seines Charakters und Willens nur e i n e n seinesgleichen: Bismarck. Verband er auch wie dieser mit der Genialität des Willens und der Gedanken den durch Erfahrung geschulten politischen Blick für gegebene Verhältnisse, für das Erreichbare, die untrügliche Menschenkenntnis, die Kunst, das Unwägbare in den Menschen richtig einzuschätzen, und die Kunst der Menschenbehandlung? Oder hatte sich sein Genius in der Herausmeißelung einer großen E i n s e i t i g k e i t erschöpft?

Der General überhörte meine Bitte um Richtlinien für meinen Dienst beim Kaiser.

„Ich habe ihre Ausführungen gelesen. Stimme ihnen im allgemeinen zu. Aber Zugeständnisse an unsere Feinde? Die werden nicht nützen, sondern schaden!"

In meiner Antwort wies ich darauf hin, daß man von der Entente bei der gegenwärtigen Kriegslage Friedensvorschläge nicht erwarten könne. Wenn der Berg nicht zu Mohammed komme, müsse Mohammed sich schon entschließen, zum Berge zu gehen. Ohne Verzichte aber würde jeder Schritt von unserer Seite vergeblich sein. Meines Erachtens sei England die Trägerin der Koalition und billiger zu befriedigen als Frankreich. Zugeständnisse bezüglich unserer zukünftigen Seerüstung, ein Eingehen auf koloniale Wünsche Englands würden dort nicht überhört werden. Amerika könne man dadurch entgegenkommen, daß man sich die ideellen Utopien Wilsons zu eigen mache, die in praxi ebenso ungefährlich seien wie seinerzeit das Programm der Haager Friedenskonferenz.

„Ich halte es für bedenklich, England irgendwelche Zugeständnisse bezüglich der Seerüstungen zu machen!" wiederholte der General.

„Euer Exzellenz werden mir aber zugeben müssen, daß selbst ein günstiger Friede uns nicht ans freie Meer bringen wird, und daß die Ungunst unserer Lage durch Stützpunkte und Kohlenstationen in den Weltmeeren, selbst wenn wir sie erhalten können, nicht auszugleichen ist. Der Verzicht auf eine für Englands Macht bedrohliche Seegeltung bedeutet also für uns faktisch wenig."

„Da haben sie recht. Schon unsere finanzielle Lage wird uns zu Einschränkungen im Frieden zwingen. Aber irgendeiner Bindung England gegenüber kann ich nicht zustimmen!"

Die Gestalt des Generals hatte sich gestrafft. In das durch die Erregung gerötete Gesicht trat der Zug des unbeugsamen Willens, die umschatteten Augen leuchteten auf.

„Eine Klärung im Osten", so fuhr der General fort, „muß jetzt unsere nächste politische Aufgabe sein. An einem Baltikum unter deutschem Einfluß und einem engen Verhältnis zu Finnland halten wir fest. Über Dünaburg und Suwalki, über unsere Sicherheiten in

Russisch-Polen sind die Erwägungen noch nicht abgeschlossen. Bartenwerffer wird Ihnen darüber ausführliche Mitteilungen machen!"

An den großen Kartentisch tretend, erläuterte der General die Lage an den Fronten. Bei Reims sei heute endlich Ruhe eingetreten, unsere Stellungen seien überall gefestigt und unsere Gegner durch die Angriffshandlungen der letzten Wochen vorläufig in ihrer Offensivkraft erschöpft.

„Darf ich Seine Majestät" — so fragte ich — „darauf vorbereiten, daß Euer Exzellenz zu Frontverkürzungen schreiten werden? Mir scheint, daß die Linien unserer steckengebliebenen Angriffe zur Verteidigung wenig geeignet sind und übermäßige Kräfte beanspruchen."

„Verteidigung? Ich hoffe, wir werden den Angriff auf Amiens fortsetzen können, sobald die Truppen sich einigermaßen erholt haben."

Mich umfing für einen Augenblick mit suggestiver Gewalt der Siegeswille dieser Prometeusnatur. Sprach hier Feldherrninstinkt, der aus kühlem Wägen zu kühnem Wagen schreitet, oder hatte ich es mit einer impulsiven Äußerung eines Willens zu tun, für den es nur das Biegen oder Brechen eines übermächtigen Schicksals gab?

Gefühlsmäßig erhoben, voll Hoffnung, die kritischer Zweifel wieder zernagte, verließ ich die Stätte weltenschwerer Entscheidungen nach herzlicher Verabschiedung. Erst der „dies ater" vom 8. August brachte mich wieder in ihren Bannkreis.

Am nächsten Tage suchte ich Oberst Bauer auf, der mich unterrichten sollte, welche Auffassung die Oberste Heeresleitung von den Verhältnissen in der Heimat hatte, und welchen Standpunkt sie den innenpolitischen Fragen gegenüber einnahm.

Bauer war ein Mann von ungewöhnlich vielseitigem Wissen. Auf dem Gebiete der technisch-artilleristischen Entwicklung und unserer materiellen Rüstung hatte er sich ganz außerordentliche Verdienste erworben. Man kann sagen, daß seine Voraussicht und sein Organisationstalent uns das Durchkämpfen der großen Materialschlachten überhaupt ermöglicht haben.

Der notwendige unmittelbare Verkehr mit der Rüstungsindustrie, die Vorbereitung und Durchführung des Hindenburg-Programms, die Anregung zu einer Arbeitsdienstpflicht und die schließliche Organisation des Hilfsdienstes hatten ihn den Fragen unseres innenpoliti-

schen Lebens nahegebracht. Aus dem berechtigten Wunsche, die Reibungen und Hemmungen, die der Kriegführung aus der heimatlichen Zerrissenheit und Kraftlosigkeit erwuchsen, beseitigt zu sehen, war allmählich eine politische Aktivität geworden, die sich nicht begnügte mit einer durchaus nützlichen Einwirkung auf die berufenen amtlichen Träger der Politik, sondern in nicht unbedenklicher Weise durch Bearbeitung unverantwortlicher Persönlichkeiten der Parteien und des Wirtschaftslebens Einfluß erstrebte. Die Einsicht, daß ein politischer Apparat anders eingestellt ist als ein militärischer und nicht nach denselben Methoden in Wirksamkeit gesetzt und gesteuert werden kann, ging diesem universell gebildeten, aber in seiner Gedanken- und Urteilsbildung doch einseitigen Manne nicht ein. In der Unterwerfung des Staatsgefüges unter militärisches Wollen und einer Militarisierung des gesamten Wirtschaftsbetriebes sah er das einzige Heilmittel für die offenkundigen Schäden und hoffte, diesem erstrebten Zustand durch eine Einwirkung auf die Besetzung der obersten Reichsämter die Wege zu ebnen.

In Anbetracht seines großen Wissens und Könnens auf einem der wichtigsten militärischen Sondergebiete genoß Oberst Bauer bei General Ludendorff ein großes Vertrauen, das sich unmerklich auch auf die Fragen der inneren Politik ausdehnte, mit denen der General sich bei seiner Überlastung nicht eingehend beschäftigen konnte, die seiner Gedankenwelt auch wohl ferner lagen. Wo Meinungsverschiedenheiten vorhanden waren, wußte Bauer durch eine gewandte Dialektik zu überzeugen und kam dazu, eo ipso anzunehmen, bei seinen vielen Besprechungen in der Heimat sein politisches Votum als das Votum des Ersten Generalquartiermeisters und der Obersten Heeresleitung ausgeben zu können. Ungewollt hat er dadurch den Eindruck erweckt, als beabsichtige General Ludendorff die Führung der gesamten Politik an sich zu reißen, jedenfalls sie entscheidend zu beeinflussen. Das brachte verhängnisvolle Verwirrung in die öffentliche Meinung und stärkte die Gegnerschaft gegen den General, dem Bauer doch mit allen Fasern seines Herzens ergeben war und dem er in Treue dienen wollte.

Unser Gespräch streifte zunächst die militärischen Ereignisse der letzten Wochen. Bauer äußerte die Ansicht, daß General Ludendorff überarbeitet sei. Man müsse sich ernstlich mit der Frage einer län-

geren Ausspannung und einer Stellvertretung für diese Zeit befassen. Seiner Überzeugung nach hätte sich die militärische Lage für uns so ungünstig gestaltet, daß ein Friedensschluß nicht mehr lange hinausgeschoben werden dürfe. Er stimme meinen schriftlichen Darlegungen, die er gelesen hätte, vollkommen zu. Die Entwirrung der inneren Lage bedinge, daß man mit der Reform des preußischen Wahlrechts nun endlich Ernst mache, obwohl den Massen das Wahlrecht gänzlich gleichgültig sei. Die Hauptsache bleibe, daß man in der Heimat mit energischen diktatorischen Maßnahmen durchgriffe. Er habe seine Gedanken in einer Denkschrift an den Kronprinzen niedergelegt, würde mir eine Abschrift mitgeben und bitte mich, dahin zu wirken, daß demgemäß verfahren würde.

Mit der Denkschrift zog ich zum Bearbeiter der außenpolitischen Fragen: General von Bartenwerffer.

Der General war mir durch ein vielmonatiges kameradschaftliches Zusammenleben bekannt, und ich habe diesen klugen, arbeitsamen Mann mit seiner altpreußischen Grad- und Schlichtheit, mit seinem kristallklaren Charakter und seiner treuen kameradschaftlichen Gesinnung aufrichtig verehren gelernt. Auf seinem verantwortungsreichen Arbeitsgebiet schien er behindert durch einen Zug ins einzelne und eine sarkastische Veranlagung, die bei seinen knappgefeilten Schriftsätzen nicht immer günstig wirkte, auch im persönlichen Verkehr mit den militärischen Bevollmächtigten nicht selten zu einer Entfremdung führte. Gegenüber den Temperamentausbrüchen des Generals Ludendorff bildete der Sarkasmus dieses Beraters kein Gegengewicht, und wenn der Reichskanzler von Bethmann Hollweg darüber klagt, daß „die Formen des Geschäftsverkehrs gelegentlich die Grenzen des Erträglichen überschritten"* hätten, so kam ein gutes Teil der bedauerlichen Verstimmungen auf das Konto dieses Bearbeiters.

Die Orientierung, die ich in der Politischen Abteilung erhielt, betraf ausschließlich den Osten. Ich hatte das beklemmende Gefühl, daß man das Fell des Bären verteilte, ehe man ihn wehrlos gemacht und die Bergung der Beute gesichert hatte. Es lag auf der Hand, daß viele der gedankenreichen Konstruktionen nicht zu verwirklichen

* Th. von Bethmann Hollweg: „Betrachtungen zum Weltkriege II", S. 170.

waren. Denn: „Nah beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Am Spätnachmittag ging mein Zug nach Spa. Ich hatte gerade noch Zeit, mich vom Chef der Zentralabteilung, diesem vertrauten und stets hilfreichen Kameraden, zu verabschieden und meinem bedrückten Herzen Luft zu machen. Eine Klarheit über das, was man in Avesnes wollte, hatte ich nicht gewonnen, im Gegenteil schien meine Auffassung der Lage den Ansichten der maßgebenden Männer nicht zu entsprechen. Ich erhielt die Zusicherung einer baldigen anderen Verwendung.

Erschöpft warf ich mich im Schlafwagen aufs Lager und konnte doch keine Ruhe finden. Meine Gedanken gingen zurück nach Straßburg, das ich vor 48 Stunden verlassen hatte. Bei meiner Abfahrt hatte ich noch einmal meine Blicke schweifen lassen zu den blauenden Bergen der Vogesen. Ein gewaltiger Wetterbaum schob sich in den verdämmernden Glanz des westlichen Abendhimmels. Wie ein gewaltiges Tier mit aufgerissenem Rachen und bleckender Zunge griff das Wolkengespenst hinüber über die Bergeswand in die gottgesegnete deutsche Ebene, wo in friedlicher Fruchtbarkeit eine üppige Ernte heranreifte.

War das der Werwolf, vor dem unsere Vorväter in frommen Schauern erbebten? Nahte unentrinnbares Verhängnis? — Es durfte und konnte nicht sein. Noch lebten Millionen deutscher Männer mit treuem Herzen und eisernem Willen.

Mein Dienst beim Kaiser.

In Spa ging ich gleich daran, die notwendigen Vorbereitungen für meinen Dienst zu treffen. Zur Verfolgung der Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen mußte ein umfangreiches Kartenmaterial auf dem laufenden erhalten werden. Das geschah an der Hand der durch Vermittlung der Operationsabteilung eingehenden militärischen Meldungen, die ich im Laufe des Vor- und Nachmittags gesammelt erhielt und jederzeit durch persönliche Rücksprache oder telephonische Anfragen ergänzen konnte. Die Abteilung „Fremde Heere" lieferte

mir fortlaufend die Feindnachrichten und zahlreiches militärpolitisches Material. Außerdem erhielt ich den Zeitungsdienst und die wichtigsten Tageszeitungen. Diese brachten oft Nachrichten, die der Kontrolle bedurften, einer Kontrolle, die um so wichtiger war, als der Kaiser bei den militärischen Vorträgen auf Nachrichten zurückgriff, die beim Lesen der Presseausschnitte in seinem untrüglichen Gedächtnisse haften geblieben waren. Schließlich gingen zahlreiche Berichte und Vorschläge durch meine Hand, die Organisationsänderungen im Heere sowie operative Maßnahmen betrafen.

Die Sichtung und Verarbeitung des umfangreichen Materials für die Vorträge beim Kaiser war keine leichte Arbeit, auch nicht für einen Generalstabsoffizier, der „im Bilde" war. Die Meldungen der Oberkommandos gingen nicht selten verspätet ein. Dann galt es, in kürzester Frist ein klares Bild der Lage zu schaffen.

In Hauptmann von Hanneken fand ich einen kenntnisreichen, umsichtigen und gewandten Gehilfen. Leider mußte ich seine Unterstützung während der zahlreichen Reisen der kommenden Monate entbehren.

Der Meldung beim Kaiser gingen die Meldungen bei den Herren des Gefolges und General von Winterfeld, dem Vertreter der Obersten Heeresleitung beim Reichskanzler, voraus. Ich fand überall ein herzliches Wohlwollen. Der Chef des Militärkabinetts, General Frhr. Marschall, sprach mit mir eingehend über die militärischen Vorträge und warnte vor jeder Schönfärberei, während Generaloberst von Plessen mich bat, Rücksicht auf das durch die schwere Verantwortung belastete Gemüt des Kaisers zu nehmen. In der Zukunft habe ich das Urteil dieses treusten Dieners seines Kaiserlichen Herrn bestätigt gefunden, daß die impulsive Art des Kaisers dazu neigte, zeitweise Erfolge zu hoch einzuschätzen, Mißerfolge schwerer zu nehmen, als sie tatsächlich waren. Beide Erscheinungen gründeten sich m. E. auf einer durchaus zutreffenden Beurteilung des furchtbaren Ernstes unserer Lage. Eine gelegentlich zur Schau getragene übermäßige Zuversicht sollte der Außenwelt den Seelenzustand des Obersten Kriegsherrn verhüllen, und ich hatte manchmal das Gefühl, als wollte sich der Kaiser an seinen eigenen Worten aufrichten.

Es gibt wenig Menschen, die fähig sind, die Außenwirkung ihrer Persönlichkeit richtig einzuschätzen und die Wirkung ihrer Worte zutreffend zu beurteilen. Grobheit paart sich gut mit Gutmütigkeit, rethorischer Schwung mit Zielsicherheit, das stahlharte kurze Wort mit unbeugsamer Willensenergie. Milde Naturen vergreifen sich leicht, wenn sie hart erscheinen wollen; das starke Wort wirkt in ihrem Munde abstoßend, rhetorischer Schwung phantastisch, das harte Wort als Kränkung. —

Der Kaiser ist sich wohl schon in den ersten Jahren seiner Regierung der Grenzen seiner Kraft bewußt geworden. In jugendlicher, nur zu natürlicher Überschätzung hatte er das Erbe des Großvaters in die Hand genommen, vorzeitig in die Hand genommen, weil der große Kanzler in menschlich begreiflicher Verhärtung die selbsttätige verantwortliche Mitwirkung des jungen Monarchen als Störung empfand. Nur die Anlehnung an einen jüngeren Staatsmann Bismarckscher Prägung hätte dem Kaiser die notwendige Entlastung bringen können, der er bedurfte, und die er auch wohl gesucht hat. Aber der selbstherrliche Kanzler hatte mit unselbständigen Handlangern gearbeitet, keinen selbstsicheren Nachwuchs herangebildet. Die Generation Wilhelms I. war im Schatten des Titanen erstickt und überaltert, diejenige Friedrichs III. unentwickelt geblieben, die Zeitgenossen des Enkels angesichts der scheußlichen Langsamkeit der persönlichen Entwicklung im preußischen und deutschen Berufsleben noch in den Anfangsstadien ihrer staatsmännischen Laufbahn. Bei uns fehlte eben die politische Familientradition, die in England zu jeder Zeit eine Fülle jugendlicher und doch schon bewährter staatsmännischer Talente bereithält.

Wenn heute erklärt wird, der Kaiser hätte keine starken Persönlichkeiten als Berater ertragen, so ist das eine gänzlich unbewiesene Behauptung. Wie arm die nachbismarckische Zeit an staatsmännischen Potenzen war, das hat uns der Krieg, die Revolution und die Epoche, die ihr folgte, zur Genüge gezeigt.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß der junge Kaiser mehr als förderlich an die Öffentlichkeit trat. Dabei ereignete es sich dann nicht selten, daß der Monarch Zielsicherheit, Festigkeit und Härte zeigen mußte, wo sie seiner augenblicklichen seelischen Verfassung

nicht entsprachen. Diese Disharmonie erzeugte eine Außenwirkung, die oft das Gegenteil von dem ergab, was der Kaiser zu erreichen angestrebt hatte.

Daß der Monarch eine Sonderpolitik getrieben hätte, eine Politik, die sich nicht deckte mit der vom verantwortlichen Leiter der Reichsgeschäfte verfolgten Linie, ist unzutreffend. Dazu fühlte und dachte der Kaiser viel zu konstitutionell. Ich glaube, daß im parlamentarisch regierten England ein Eduard VII. sich an der Politik aktiver beteiligt hat als Wilhelm II. im konstitutionellen Deutschland. In der Ära des Fürsten Bülow hatte sich ein besonders enges, harmonisches Zusammenwirken von Kaiser und Kanzler herausgebildet. Um so härter traf den Monarchen die brüske Absage, die in den Novembertagen des Jahres 1908 die Volksvertretung seiner politischen Mitarbeit erteilte, eine Absage, die noch dadurch verschärft wurde, daß der Kanzler sich nicht schützend vor seinen Kaiser stellte, sondern sich der Stimmung des Reichstages fügte. Der traditionellen Stellung der Monarchie in Preußen und Deutschland wurde dadurch der erste Stoß versetzt. Aber das nicht allein. Die Selbstsicherheit und Verantwortungsfreudigkeit des Herrschers wurden tödlich verletzt, ein seelischer Schade angerichtet, der doppelt wog in einer Zeit, wo die immer schwieriger werdende Lage des Reiches die Zusammenfassung und Stärkung aller Willensenergien erfordert hätte.

Man hat oft vorwurfsvoll darüber geklagt, der Kaiser sei durch seine Umgebung wie durch eine Mauer von der Außenwelt abgesperrt gewesen, habe die Fühlung mit dem Volke verloren, habe nie die Wahrheit über die Stimmung und Zustände im Lande erfahren. Gewiß hätte mehr geschehen können, um den Kaiser volkstümlicher zu machen, den Zutritt zum Kaiser für Männer, denen vaterländische Sorgen das Herz drückte, zu erleichtern. Aber man soll auch die Schwierigkeiten und Nachteile solcher persönlicher Fühlungnahme nicht unterschätzen. In einem so großen und gesellschaftlich komplizierten Staatswesen wie es Preußen-Deutschland geworden war, ließ sich das patriarchalische Verhältnis, das in dem kleinen Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. König und Volk in so vorbildlicher Weise verband, nicht mehr aufrechterhalten. Das moderne Leben mit seinen riesigen Dimensionen mechanisierte auch hier; es setzte an

die Stelle des patriarchalischen Verkehrs die Repräsentation*. Mußte man sich aber bei der Zulassung zum Kaiser starken Beschränkungen unterwerfen, dann wurde die Auswahl außerordentlich schwer, und es bestand die große Gefahr, daß Elemente das Ohr des Monarchen suchten und fanden, denen die Befriedigung von Sonderinteressen mehr am Herzen lag als die Sorge um das Wohl des Vaterlandes.

Nichts ist für einen Monarchen verderblicher als Einflüsse unverantwortlicher Ratgeber. Des Reichskanzlers und der Minister Aufgabe wäre es gewesen, den Monarchen zu unterrichten und dafür zu sorgen, daß der Kaiser durch persönliche Fühlungnahme mit zuverlässigen Persönlichkeiten aus allen Kreisen des Volkes die Eindrücke empfing, die zu einer selbständigen Urteilsbildung unentbehrlich waren. Ob in dieser Hinsicht bei den leitenden Staatsmännern die notwendige Einsicht und der gute Wille vorhanden gewesen sind, ob andere Einflüsse — ich denke dabei vor allem an die Kabinette — die Durchführung durchkreuzt oder verhindert haben, entzieht sich meiner Beurteilung. Nur so viel glaube ich sagen zu können: die warmherzige Natur des Kaisers, sein reger, vielseitiger Geist hätte gewiß eine solche Regelung außerhalb des Hofzeremoniells freudig begrüßt.

Meine Meldung zum Dienst nahm der Kaiser huldvoll entgegen. Trotzdem hatte ich zunächst die Empfindung der Fremdheit. Wir Deutschen, namentlich wir Norddeutschen, haben nicht die Gabe gesellschaftlicher Losgelassenheit und Harmlosigkeit. Unser angeborener Respekt wird im Verkehr mit Hochstehenden nur zu leicht zur Befangenheit, und diese Befangenheit erzeugt entweder den unleidlichen „steinernen Gast" oder macht sich Luft in teutonischer Formlosigkeit. Wie oft habe ich den Kaiser leiden sehen unter der Befangenheit

* Prof. Dr. Othmar Spann bemerkt in seinem Buch „Der wahre Staat", daß die Mittelbarkeit der Herrschaftsausübung unerläßlich sei „Der große Herrscher, der sich unter das Volk mischt (z. B. Josef II., der verkleidet durch die Straßen geht. Harun al Raschid der sich sogar als Bettler gibt) muß sich in einen niedrigen Beamten, in einen gewöhnlichen Bürger verwandeln, um die unmittelbare Fühlung mit den unteren Schichten zu erlangen. Ein Herrscher, der sich so selbst vermittelt, muß gleichsam der größte Schauspieler sein. Wenn er aber aus der Rolle fällt und sich den unteren Stufen unvermittelt zeigt, so schadet er mehr, als er nützt, er schlüge dann einen Ton an, der unverständlich, der überwältigend ist, der taub machen könnte, er zeigte dann einen Anblick, der blind machte."

derjenigen, die er in seiner sprudelnden Lebhaftigkeit ansprach, wie oft habe ich es erlebt, daß der Versuch des Kaisers, mit an und für sich klugen und sprachgewandten Männern zu einer sachlichen Unterhaltung zu kommen, an einer verlegenen Erstarrung des Partners scheiterte oder respektlose Formlosigkeit erzeugte, die ein Weiterspinnen des aufgenommenen Fadens zur Unmöglichkeit machte.

Der militärische Vortrag fand in der Regel vormittags statt. Die beiden Generaladjutanten wohnten ihm bei. In Spa war ein besonderes Zimmer für diesen Zweck mit einem großen Kartentisch, der sich gut beleuchten ließ, eingerichtet. In Wilhelmshöhe und Potsdam wurden später im Vorsaal des kaiserlichen Arbeitszimmers entsprechende Einrichtungen getroffen. Bei Bahnfahrten nahm der Kaiser den Vortrag in seinem Wohnabteil entgegen.

Außerhalb der regelmäßigen Vortragszeit konnte ich mich jederzeit beim Kaiser anmelden lassen, wenn wichtige Ereignisse eintraten. Es kam auch häufiger vor, daß ich im Laufe des Nachmittags oder Abends zur Berichterstattung befohlen wurde. Fand der Kaiser bei der Lektüre der ihm vorliegenden Berichte, Telegramme und Zeitungen etwas militärisch Wichtiges, so wurde mir das betreffende Schriftstück, das in der Regel ein hinweisendes Marginale enthielt, sofort durch den Leibjäger zugestellt. Ich mußte dann beim nächsten Vortrag darüber berichten; denn das untrügliche Gedächtnis des Kaisers vergaß nie etwas.

Die Stunden, in denen ich dem Kaiser Bericht erstatten durfte, stehen mir trotz des vielen schmerzlichen Erlebens, das sie mit sich brachten, in besonders wertvoller Erinnerung. Ich habe hier seine wahrhaft großen menschlichen Eigenschaften kennengelernt, seinen Edelmut und Idealismus, den hohen Flug seiner überragenden Gedankenbegabung, habe begreifen gelernt, wieviel auf den Monarchen einstürmte, welche Berge geistiger Arbeit er bewältigen mußte, um dem Laufe des gesamtstaatlichen Lebens zu folgen, entschluß- und entscheidungsfähig zu sein, wie unsagbar schwer die Verantwortung für das Wohl und Wehe eines Siebenzig-Millionen-Volkes auf seiner Seele lastete.

Solange wir in Spa waren, wurde ich mittags regelmäßig, abends häufig zur Tafel herangezogen. Während der Reisen, bei unseren

späteren längeren Aufenthalten in Wilhelmshöhe und im Neuen Palais fügte ich mich ganz in das höfische Leben ein.

Die Tafelrunde zeigte eine gewisse Gleichförmigkeit. Den regelmäßigen Stamm bildeten die Herren des Gefolges. Seltenen Wechsel brachten Gäste, Staatsmänner oder Offiziere, die von auswärts das Große Hauptquartier aufsuchten.

Nach dem Frühstück blieb der Kaiser noch einige Zeit im Kreise seiner Umgebung und zog stehend einzelne Persönlichkeiten ins Gespräch. Abends scharten sich die Anwesenden zu gemeinsamer Unterhaltung um den Kaiser, der mit Vorliebe am leise knisternden Kaminfeuer seinen Platz wählte.

Die Stunden geselligen Beisammenseins sollten eine Erholung sein, sollten die Gedanken des Monarchen loslösen aus dem Banne militärischer und politischer Sorgen, die ihn Tag und Nacht umfingen.

Es war nicht immer leicht, diese Ablenkung zu schaffen. Oberflächliche Plaudereien mußten oft über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Menschen, die in enger Gemeinschaft Monate und Jahre zusammenleben, deren Gedanken in ernsten Zeiten immer um denselben Pol kreisen, finden nicht so leicht die Sammlung zur Erörterung andersgearteter tiefgründiger Probleme. Gewiß hat mancher auswärtige Gast, der mit großen Erwartungen den Gang zur kaiserlichen Tafel tat, diese enttäuscht über die Flachheit der Unterhaltung verlassen, ohne sich klarzumachen, daß man absichtlich vermied, über das zu sprechen, was Herz und Gedanken am tiefsten bewegte.

In die ersten Tage meiner Anwesenheit in Spa fiel der Besuch des Erzherzogs Wilhelm von Österreich. Der junge Fürst, dem ich während der Brussilow-Offensive auf den Schlachtfeldern Galiziens im Sommer 1916 schon einmal begegnet war, hatte um eine Audienz nachgesucht, ohne den Zweck seiner Reise ins Große Hauptquartier anzugeben. Herr von Lersner, damals Vertreter des Auswärtigen Amtes beim Kaiser, und ich erhielten den Auftrag, mit dem Erzherzog, der am späten Nachmittage in Spa eingetroffen und in der Villa Traineuse abgestiegen war, zu speisen. Der äußerst sympathische und kenntnisreiche Sproß des habsburgischen Kaiserhauses sprach ausführlich über die ethnographischen und politischen Verhältnisse der östlichen Randstaaten. Er fühlte sich als Vertreter des zu neuem

nationalen Leben erwachten ukrainischen Volksstammes und trug sich mit dem Gedanken einer ukrainischen Monarchie. Aus seiner Gegnerschaft gegen die wachsenden Machtansprüche des Polentums machte er kein Hehl und war gewillt, den durch diese Gegnerschaft bedingten Zwist im Schoße seiner nächsten Familie auf sich zu nehmen. Bei der starken Meinungsverschiedenheit, die zwischen Berlin und Wien bezüglich der im Osten zu befolgenden Politik bestand, konnte der junge Fürst nicht mehr als rein menschliches, persönliches Wohlwollen von seiten des Kaisers mit nach Hause nehmen.

In den ersten Augusttagen ereignete sich militärisch nichts Wesentliches. Eine Neuordnung der Befehlsverhältnisse an der Westfront sollte insofern eintreten, als Vorbereitungen getroffen wurden, um die zwischen Ancre und Aisne in weit nach Westen vorspringenden Bogen stehenden Armeen (2., 18., 9.) zu einer neuen Heeresgruppe unter dem Oberbefehl des Generals von Boehn zusammenzufassen.

War die Angriffskraft des Gegners durch die Kämpfe zwischen Soissons und Reims erschöpft? Würde er uns die Zeit lassen, unsere abgekämpften Divisionen aufzufrischen und ihm dann von neuem das Gesetz des Handelns vorzuschreiben? Ein freiwilliges Zurückgehen in die Siegfried-Stellung hätte zahlreiche Reserven freigemacht und der Westfront eine zur Abwehr günstige Form gegeben. Aber würde die freiwillige Preisgabe des durch die Frühjahrsoffensive gewonnenen Geländes nicht ungeheuren Prestigeverlust bedeuten? Würde sie die Siegeszuversicht unserer Feinde nicht gewaltig steigern, die Freiheit ihrer Entschließungen fördern? Würde sie in der Heimat nicht als Zugeständnis eines Mißerfolges der Operationen des Jahres 1918 gewertet werden?

Andererseits mußte man sich sagen, daß die scharf gegen Amiens vorspringende Frontaufbauchung im Zuge Albert—Moreuil—Montdidier—Nouvron zum umfassenden Gegenangriff herausforderte. Gewiß waren die zahlenmäßigen Verluste beim Feinde nicht geringer als bei uns. Aber unsere Gegner konnten diese Verluste bei weitem leichter ersetzen, besonders seitdem amerikanische Truppen zur Verwendung an ruhigen Frontabschnitten bereitstanden. Dazu kamen die unerschöpflichen materiellen Hilfsmittel, eine vorzügliche Ausrüstung und überreichliche Ver-

pflegung, die es auf gegnerischer Seite ermöglichten, ganz anders für die physische Erhaltung des Menschenmaterials zu sorgen, als das bei uns geschehen konnte. Was aber für den Soldaten eine gute Ausrüstung, ein befriedigter Magen und das Gefühl, schier unerschöpfliche personelle und materielle Reserven hinter sich zu haben, bedeuten, das weiß jeder, der den Pulsschlag einer Fronttruppe gefühlt hat.

Der Kaiser richtete oft beim Vortrage besorgte Blicke auf die Wetterecke zwischen Albert und Montdidier, enthielt sich aber jeden befehlsmäßigen Eingriffs in die Gestaltung der Operationen. Das Vertrauen zum Generalfeldmarschall von Hindenburg und seinem Ersten Generalquartiermeister war so fest gegründet, daß der Kaiser den Vorschlägen seiner obersten militärischen Ratgeber ohne Meinungsstreit zustimmte. Aus der tätigen Mitarbeit, die ihn zur Zeit, als General von Falkenhayn die Operationen leitete, und auch anfangs, als seine beiden großen Nachfolger ihres Amtes walteten, mit so freudiger Genugtuung erfüllt hatte, war im Sommer 1918 mehr und mehr ein Miterleben geworden.

Ich habe von vornherein versucht, eine aktivere Beteiligung des Kaisers anzubahnen, habe es schon deshalb versucht, weil ich der Ansicht war, daß ein mit drückender Verantwortung belastetes Gemüt nichts schwerer erträgt als ein Ausgeschlossensein. Äußerte der Kaiser beim Vortrage Meinungen oder Bedenken, so bat ich jedesmal um die Genehmigung, diese als Anregungen der Operationsabteilung übermitteln zu dürfen. Der Kaiser gab stets freudig seine Zustimmung, hat mich auch in Zukunft aus eigener Initiative oft beauftragt, solche Anregungen an die zuständige Stelle zu leiten. So gestalteten sich die Vorträge allmählich zu einem ungezwungenen Meinungsaustausch. Das untrügliche, lebendige Gedächtnis des Kaisers, die Fähigkeit, sich in neue Lagen schnell hineinzudenken, aus Bruchstücken zu kombinieren und sicher zu urteilen, machten mir meine Tätigkeit lieb, erforderten allerdings auch ein hohes Maß gründlicher Vorbereitung.

Der „Dies ater" (8. August 1918).

Die Nachrichten, die in den Vormittagsstunden des 8. August eingingen, ließen erkennen, daß an der Front der 2. Armee zwischen Albert und Moreuil heftige Kämpfe entbrannt waren. Begünstigt von einem dichten Morgennebel, der durch künstliche Nebelerzeugung noch verstärkt war, hatten gewaltige Tankgeschwader des Feindes unsere vorderen Stellungen durchbrochen und an verschiedenen Stellen einen Überraschungserfolg erzielt, den die zum Angriff vorgehenden australischen, kanadischen und französischen Divisionen auszunutzen im Begriff standen. Eine Klarheit über die Gefechtslage ließ sich zunächst nicht gewinnen. Eine wirkliche Krisis schien nur örtlich an der Haupteinbruchsstelle beiderseits der großen Straße Villers-Bretonneux—Péronne entstanden zu sein.

Infolge der lückenhaften und sich zum Teil widersprechenden Nachrichten konnte ich mittags beim Vortrage noch kein einigermaßen klares Bild der Kampflage geben. Bei der beweglichen Verteidigung, die wir grundsätzlich führten, bestand die Möglichkeit, durch flankierenden Gegenstoß der Reserven der Nachbararmeen und durch die Eingreifdivisionen der Heeresgruppe die Krisis zu überwinden. Tatsächlich lagen bereits Meldungen vor, die vom südlichen Teile des Schlachtfeldes über schöne Erfolge unserer Gegenangriffe berichteten.

Im Laufe des Nachmittags wurde klar, daß wir vor einer ungemein ernsten Lage standen. Auf dem nördlichen Teil des Schlachtfeldes rangen unsere Truppen mit Mühe um die Bildung einer neuen Front südlich Bray, unsere Gegenangriffe aus der Richtung Roye waren bei Arvillers zum Stehen gekommen. Es ergab sich also als Faktum eine ausgedehnte, etwa 15 Kilometer tiefe Einbuchtung unserer Front zwischen Albert und Moreuil, die den Bogen von Mondidier ebenfalls unhaltbar machte. Sechs bis sieben Divisionen waren völlig aufgerieben, fast die gesamte Artillerie in der Haupteinbruchsstelle verloren.

Ich eilte zum Kaiser und schilderte schonungslos die ganze Schwere der Kampfkrise. Ohne mich zu unterbrechen, hörte der Oberste Kriegs-

herr den Bericht an. Sein Antlitz war starr, wie gemeißelt, die stählernen Augen flackerten unruhig, und die Zähne nagten nervös am Mundwinkel.

Als ich geendet hatte, löste sich die Spannung in stoßweisen Sätzen: „Ich habe dies Unglück kommen sehen!" — „Gerade jetzt kann ich einen solchen Rückschlag nicht gebrauchen!" — „Er durchkreuzt mir eine eben angebahnte Friedensmöglichkeit, auf die ich so große Hoffnungen zu setzen berechtigt war." — „Wir müssen versuchen, wie 1917 bei Cambrai, die Scharte durch einen beiderseits flankierenden planmäßigen Gegenangriff auszuwetzen, übermitteln Sie das dem Feldmarschall!" — „Sollte die Lage sich irgendwie ändern, so erwarte ich noch im Laufe der Abendstunden, spätestens morgen früh Meldung!"

Brüsk wandte der Kaiser sich dann von mir ab und verließ festen Schritts das Vortragszimmer.

Allein sein. Mit eigener Kraft die Zweifel niederzwingen, aus dem Windbruch des Schicksals Keime der Hoffnung retten und pflegen; sich vor Gott beugen und trotzdem mit ihm ringen müssen — schweres Menschenlos, doppelt schweres Königsschicksal!

*

Die beiden nächsten Tage verliefen in Hangen und Bangen. Dank der zielbewußten, energischen Führung und dem Opfermut der Truppen gelang es, wenn auch unter schweren Einbußen an Menschen und Material, eine verkürzte feste Abwehrfront im Zuge Albert—Roye—Ribecourt zu schaffen. Zu einer einheitlichen planvollen Gegenoffensive reichten die Kräfte nicht aus.

Der Kaiser zeigte in diesen Tagen eine wunderbare Gefaßtheit und Ruhe. Eine Anregung, die Front zu besuchen und sich in Avesnes durch den Feldmarschall und General Ludendorff persönlich über die militärische Lage Bericht erstatten zu lassen, griff er freudig auf.

Für die Besuche bei den Truppen schlug ich vor, auf alle zeit- und kräfteraubenden Aufstellungen zu verzichten und die ruhenden Truppen einzeln in ihren Unterkunftsorten aufzusuchen. Solange ich die Reisepläne entwerfen durfte, ist immer in diesem Sinne verfahren worden. Der müde Soldat, der sich erholen will und soll, empfindet

keine ungeteilte Freude, wenn der Besuch seines Obersten Kriegsherrn ihm die Stunden der Ruhe durch parademäßige Vorbereitungen schmälert.

Die Fahrt nach Avesnes wurde verbunden mit dem Besuch bei einem Sturmbataillon, das im Gelände die letzten Neuerungen unseres Angriffsverfahrens vorführte. Bei dem lebhaften, sachverständigen Interesse, das der Kaiser allen Einzelheiten kriegerischer Technik entgegenbrachte, konnte die Dauer dieses Besuches nicht kurz bemessen werden. Wir kamen daher erst zu später Nachmittagszeit in Avesnes an, wo wir gleich an dem Quartier des Feldmarschalls vorfuhren.

Der greise Heerführer, dessen ernste Züge den Stempel seelischer Abgespanntheit trugen, empfing den Kaiser am Portal und geleitete ihn in ein kleines Kabinett, wo General Ludendorff die Vorbereitungen für den militärischen Vortrag getroffen hatte.

Der Erste Generalquartiermeister begann seine Ausführungen mit dem Zugeständnisse: „Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir eine schwere Niederlage erlitten haben." Besonders besorgniserregend sei, so fuhr er fort, daß der kriegerische Geist bei einem Teil der Divisionen zu wünschen übriglasse. Es sei vorgekommen, daß einer angreifenden Division von Truppen, die aus vorderer Linie zurückkamen, die Worte „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" zugerufen wären.

Der Kaiser entgegnete, er könne sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß der Truppe zuviel zugemutet würde. Der Kronprinz teile diese Ansicht und wäre deshalb schon bei seinem Kaiserlichen Vater vorstellig geworden. General Ludendorff betonte in seiner Erwiderung, es sei nachweisbar, daß die Divisionen unserer Gegner mindestens ebensolange in den Kampfstellungen wären wie die unsrigen. Der letzte feindliche Angriff sei nachweisbar von Truppen geführt worden, die man keineswegs als frisch und ausgeruht bezeichnen könne. Das Versagen der 2. Armee am 8. August könne nicht mit einer Übermüdung unserer Divisionen entschuldigt werden.

Die operativen Darlegungen des Ersten Generalquartiermeisters gipfelten in dem Entschlusse, keine Fußbreite Bodens ohne zähen Kampf aufzugeben.

Als General Ludendorff seinen Vortrag beendet hatte, verlas der Feldmarschall ein Telegramm, das von General von Cramon, dem militärischen Bevollmächtigten bei der österreichischen Obersten Heeresleitung eingetroffen war. Das Telegramm schilderte den ungünstigen Eindruck, den die Ereignisse der letzten Tage bei unseren Bundesgenossen hervorgerufen hätten, und legte dar, daß die physische und moralische Widerstandsfähigkeit der Doppelmonarchie zu Ende ginge.

Der Kaiser bewahrte äußerlich seine Ruhe, aber wer ihm ins Antlitz schaute, sah in den gespannten Zügen, den tiefen Furchen seelischen Leidens und den flammenden Augen die übermächtige innere Erregung, die nach Lösung lechzte.

„Ich sehe ein, wir müssen die Bilanz ziehen. Wir sind an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit. Der Krieg muß beendet werden."

Schwer fielen die Worte in die stickige Schwüle des kleinen Gemaches. Man hörte das schwere Atmen der verantwortungsbeschwerten Männer, die vergeblich suchten, das kritische Erkennen mit ihren widerstreitenden Gefühlen in Einklang zu bringen; man sah gefurchte Stirnen, zerrende Zähne an trockenen Lippen, zu Boden starrende Augen. Kein Wort wurde gesprochen.

„Ich erwarte die Herren also in den nächsten Tagen in Spa!" — Die Gestalt des Kaisers hatte sich gestrafft. Voll Vertrauen strahlten seine Augen den Feldmarschall an, und ein herzlicher, fester Händedruck zeigte dem Ersten Generalquartiermeister, daß er auch in Zukunft auf das Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn rechnen konnte.

Der Bann quälender Ungewißheit war gebrochen, das entscheidende Wort, das zu formulieren und auszusprechen die beiden militärischen Träger des Siegeswillens sich gescheut hatten, war von kaiserlichen Lippen gefallen und unwidersprochen geblieben. Das Wort bedeutete einen Entschluß, der eine völlige Umstellung bedingte, der sich nicht allein militärisch auswirken mußte, sondern tief hineingriff in alle Phasen des politischen Lebens, ja unseres gesamten nationalen Daseins.

War man sich der Tragweite bewußt? War man bereit, auf allen Gebieten des staatlichen und völkischen Lebens die Folgerung einheitlicher Willensbildung zu ziehen? — Die nächsten Tage mußten die Klärung bringen.

Auswärtige Politik.

Gab es einen Weg zum Frieden? Die Beantwortung dieser Frage hing davon ab, wie man die Zielstrebigkeit unserer Gegner einschätzte, welche Schlüsse man aus der Vorkriegspolitik auf die Nachkriegspolitik zog.

Wir standen unter dem Eindruck, von England planmäßig eingekreist worden zu sein, glaubten, daß England nicht nur in den Krieg hinein gezogen sei, sondern daß es den Krieg gewollt, ihn herbeigeführt hätte, glaubten deshalb, daß es Englands Ziel sei, unsere Seemacht, unseren Handel, unsere Industrie, ja unsere gesamten nationalen Vorratsquellen zu vernichten und sich unserer Kolonien zu bemächtigen. Der Zusammenbruch Rußlands schien die Erhaltung eines kontinentalen Gegengewichts gegen diesen gefährlichen Gegner englischer Kolonialmacht unnötig zu machen, ein Grund mehr für die britische Politik, sich Deutschlands gründlich zu entledigen.

So sahen wir die Dinge. Waren sie richtig gesehen? —

Der ehemalige Sekretär der russischen Botschaft in London, B. von Siebert, der uns so wertvolle Belege zur Vorgeschichte des Weltkrieges gegeben hat, faßt seine Ansicht folgendermaßen zusammen: „Ich glaube, daß Grey als Abschluß ‚seiner' Ententepolitik nicht den Krieg — wenigstens keinen, in den England unbedingt hätte eintreten müssen — angenommen hat, sondern die als Folge der Ausreifung seiner Politik automatisch einsetzende Mattstellung Deutschlands, die es England erlaubt hätte, die Verhältnisse auf dem europäischen Kontinente seinen Wünschen entsprechend zu regeln und die Interessen seines Kolonialreiches durch einen in Berlin diktierten Kompromiß sicherzustellen. Im schlimmsten Falle gab es noch eine Variante: Grey konnte voraussehen, daß im Laufe der nächsten Jahre Rußland und Frankreich so erstarkt sein würden, daß sie zusammen mit ihrer Gefolgschaft allein die kriegerische Auseinandersetzung mit den Zentralmächten übernehmen können und England beim Friedensschluß, auch ohne sich am

Kriege beteiligt zu haben, die Früchte seiner weitblickenden Politik geerntet hätte.

„. . . Grey war ein zu feiner Psychologe, um sich, angesichts der furchtbaren Spannung, die durch den Mord von Serajewo entstanden war, in den kritischen Tagen des Jahres 1914 nicht zu sagen, daß eine Wiederholung seines früheren Verfahrens, wenn es auch den Frieden erhalten konnte, so doch der Entente einen tödlichen Schlag versetzen mußte. Rußland hätte sich dieses Mal nicht als von England ‚verlassen', sondern ‚verraten' bezeichnet . . . Unter diesen Umständen mußte Grey der Krieg als das kleinere Übel erscheinen, und obwohl er es stets so ängstlich vermieden hatte, seine Handlungsfreiheit durch formale Bündnisse im voraus zu binden, hat die logische Entwicklung der von ihm vertretenen Politik dazu geführt, daß er im Juli 1914 kein freier Mann mehr war. In diesem Sinne hat Grey damals weder ‚gewollt', noch gekonnt'*."

Wenn wir annehmen, daß das Urteil Sieberts zutreffend ist, so dürfen wir den Schluß ziehen, daß diejenigen Kreise des englischen Volkes, die hinter der Greyschen Politik standen, auch im Herbst 1918 zu einem Frieden bereit waren, der die maritimen und kolonialen Interessen des britischen Reiches befriedigte und die Konkurrenz des deutschen Welthandels für die Zukunft einschränkte, der aber nicht darauf ausging, Deutschland als Kontinentalmacht bis zur politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht zu schwächen. Durch das, was später tatsächlich geschehen ist, darf man sich den Blick nicht trüben lassen. Der völlige Zusammenbruch Deutschlands hat für die englische Politik eine ganz neue Lage geschaffen. Auch die Äußerungen derjenigen englischen Staatsmänner und Publizisten, die eine Knockoutpolitik predigten, können nicht als Gegenbeweis dienen. Sie waren auf bestimmte Wirkungen eingestellte politische Kampfmittel und von großer Wandlungsfähigkeit. Zweifelhaft erscheint dagegen, ob Lloyd George persönlich in seinem demagogischen Fanatismus fähig und weitblickend genug war, der großen Linie der englischen Kontinentalpolitik treu zu bleiben.

Jedenfalls mußten wir uns sagen, daß von den Westmächten

* „Einkreisung?" von B. von Siebert. Süddeutsche Monatshefte.

Frankreich unser gefährlichster und unversöhnlichster Gegner war, dem die günstige Konstellation des Weltkrieges Aussicht bot, das Ziel einer durch Jahrhunderte verfolgten Politik zu erreichen: durch territoriale Verstümmelung und nationale Auflösung Deutschlands zur Beherrscherin des Kontinents zu werden.

Frankreichs Machtstreben konnte von uns auf keine Weise befriedigt werden, ohne daß wir Selbstmord verübten. Um so wichtiger war es, uns in einem saturierten England einen Gegenspieler zu schaffen, dessen Einfluß man durch eine verständnisvolle Behandlung Italiens zu verstärken suchen mußte.

Am meisten gingen die Ansichten auseinander über die Haltung, welche die Vereinigten Staaten uns gegenüber einnehmen würden. Wir waren über die Persönlichkeiten, Verhältnisse und Stimmungen in Amerika unzureichend und schlecht unterrichtet, hatten deshalb kein klares Bild, aus welchen Gründen es in den Krieg eingetreten war. Daß kapitalistische Interessen im Vordergrunde standen, lag auf der Hand, ebenso, daß man jenseit des Ozeans einen Sieg des englischen Mutterlandes wünschte und durch ein aktives Eingreifen eine ausschlaggebende Rolle bei der Entscheidung spielen wollte. Daß bei den amerikanischen Staatsmännern außerdem der Gedanke vorhanden war, durch den Eintritt in den Krieg eine Motivierung für eine gewaltige Steigerung der militärischen Rüstung zu finden, ist wahrscheinlich.

Jedenfalls konnte Amerika aus der Teilnahme an dem Kriege in Europa keinen unmittelbaren materiellen Vorteil nach Hause bringen. Um so mehr bedurfte es eines moralischen Gewinnes, der geeignet war, die tatsächlichen Beweggründe zum Eintritt in den Krieg zu verschleiern und gleichzeitig Heer und Volk zu befriedigen. Darin lag für uns eine große Gefahr. Wilsons Proklamationen gingen darauf aus, das deutsche Volk zu erniedrigen, sie erstrebten Eingriffe in die inneren Verhältnisse des Reiches und stärkten die staatsgefährlichen Bestrebungen der slawischen Volksteile innerhalb des Verbandes der Mittelmächte. Die weitverbreitete Ansicht, daß Amerika von uns eigentlich nichts wolle und deshalb für eine Friedensvermittlung besonders geeignet sei, war also keineswegs gerechtfertigt. Ob man unter solchen Umständen nicht besser tat, sich

darauf zu beschränken*, lediglich die allgemeinen, weniger gefährlichen Weltbeglückungsideen Wilsons anzuerkennen, mußte ernst erwogen werden.

Als Gegengewicht gegen die französischen Vernichtungspläne ließen sich die beiden angelsächsischen Mächte aber überhaupt nur so lange gebrauchen, als Deutschland eine unbezwingliche Macht darstellte. Je mehr unsere Widerstandskraft nachließ, um so ungehemmter konnte die französische Politik ihre kontinentalen Herrschaftspläne verfolgen.

Über kein Gebiet des staatlichen Lebens wird so oberflächlich geurteilt wie über die auswärtige Politik. Die meisten Beurteiler vergessen, daß die auswärtige Politik keine exakte Wissenschaft ist, die wie die Mathematik oder Physik mit eindeutig bestimmten Größen rechnen kann, sondern, daß sie auf psychologischen Schätzungen aufgebaut werden muß. B. von Siebert spricht das in seiner vorstehend genannten Schrift bei seinem Urteil über Greys Ententepolitik sehr feinsinnig aus. Er sagt: „Ich glaube fest, daß selbst im Falle der Öffnung der englischen Archive diese Frage nicht restlos beantwortet werden würde. Dies wäre nur im Rahmen, sagen wir, einer politischen Selbstbiographie Greys möglich. Wir Außenstehenden sind auf Hypothesen angewiesen, die rein subjektive Bedeutung haben."

Gerade diejenigen, die heute in nachträglicher Weisheit unsere Vorkriegspolitik kritisieren, sollten sich diese Worte zu Herzen nehmen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, ein Bismarck sei mit Kürassierstiefeln schnurstracks auf ein festes Ziel losmarschiert. Was uns Zurückschauenden als gerade Linie erscheint, ist in Wirklichkeit eine sehr komplizierte Kurve.

Auch der Kaiser hat ein bestimmtes Ziel gehabt: der Welt den Frieden zu erhalten und Deutschland dabei nicht zu kurz kommen zu lassen, sondern es als vollberechtigtes Glied in den Kreis der Weltmächte einzugliedern. Das war angesichts der geographischen und völkischen Lage des Reiches eine ungeheuer schwierige Aufgabe. Wie Fürst Bismarck, so gedachte auch der Kaiser durch elastische bündnis-

* Die geforderte Freiheit der Meere haben selbst die Bundesgenossen Amerikas nicht anerkannt.

artige Abkommen die Gefahren einer Isolierung, die schon dem Schöpfer des Deutschen Reiches als „cauchemar des coalitions" dauernd auf der Seele gelegen hatten, zu bannen. So einfach, wie man die Formel, Deutschland hätte sich entweder mit Rußland oder mit England verbinden müssen, ausspricht, ist die Umsetzung des Gedankens in die Tat nicht. Ein enges Verhältnis zu Rußland hätte voraussichtlich die Preisgabe der Donaumonarchie, eine Verbindung mit England einen Verzicht auf die Seegeltung erfordert. In diesem doppelten Dilemma liegt das Kriterium aller politischen Spannungen, die wir vor dem Kriege durchmachten.

Oft schien es, als sei der Kaiser seinem Ziele nahe. Er hat es nicht erreicht. Die kritische Geschichtsschreibung wird festzustellen haben, ob die verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik an der mit dem Monarchen vereinbarten Linie immer festgehalten haben, ob sie im eigenen Lager Gegenwirkungen duldeten, die dem Kaiser in ihrem ganzen Umfange nicht bekannt waren und nicht bekannt sein konnten.

Gewiß sind auf deutscher Seite offenkundige Mißgriffe vorgekommen. Glaubt man aber etwa, daß das bei der politischen Leitung der uns feindlichen Völker nicht auch der Fall gewesen sei? Sie wirkten sich dort nur nicht so aus, weil die gesamte Konstellation für die gegnerischen Staatsmänner unendlich viel günstiger und einfacher lag.

Von großer Wichtigkeit war im Herbst 1918 die Beantwortung der Frage, ob man in England in der Person des Kaisers ein Hindernis für den Frieden und für ein erträgliches Neben- und Miteinanderleben der beiden Nationen nach dem Kriege sah.

Wer sich die Worte vor Augen hält, die Grey im Jahre 1911 während der Marokkokrise zum russischen Botschafter in London sprach:

„Ich glaube nicht, daß Kaiser Wilhelm den Krieg gewollt hat, als dieser Zwischenfall entstand, ich glaube auch nicht, daß er den Krieg heute will. Es erscheint mir ausgeschlossen, daß er — selbst in der oben erwähnten schwierigen Lage — sich zu einem Kriege wegen einer derartigen Frage entschließen würde, wenn er die furchtbaren Folgen des allgemeinen Zusammenstoßes vor Augen hat, den er hervorrufen

würde." Worte, denen der russische Botschafter Graf Benckendorff in seinem Bericht die Versicherung hinzufügt: „Ich kann nicht leugnen, daß die Weitherzigkeit dieses Urteils mir begründet erscheint*." — Wer sich diese Worte vor Augen hält, wird zur Überzeugung kommen, daß kein Staatsmann Europas im Grunde seines Herzens ein Mißtrauen gegenüber dem Deutschen Kaiser hegen konnte, und daß die spätere Konstruktion eines Gegensatzes zwischen dem Kaiser und dem deutschen Volke nichts weiter war als ein perfides propagandistisches Kampfmittel.

Unsere Bundesgenossen.

Unser Verhältnis zu den Bundesgenossen für den Schlußkampf und die gemeinsam zu unternehmenden Friedensschritte möglichst klar und vertrauensvoll zu gestalten, war nicht allein eine militärische Notwendigkeit, sondern ein Gebot elementarer Staatsklugheit.

In einem Koalitionskriege muß und soll die stärkste und leistungsfähigste Macht militärisch und politisch führen. Daß dabei Reibungen unvermeidlich sind, liegt auf der Hand. Sie werden nur dann in erträglichen Grenzen bleiben, wenn die führende Macht die Empfindlichkeit, die beim Schwächeren gefühlsmäßig vorhanden ist, zu schonen versteht und bestrebt ist, rechtzeitig und großzügig auf erfüllbare Wünsche einzugehen.

Das k. u. k. Heer hat sich bei Beginn des Krieges gut geschlagen. Ich entsinne mich noch des Augenblicks, in dem General Ludendorff die Nachricht vom Abschluß des deutsch-russischen Waffenstillstandes empfing und zurückschauend ausführte, welch furchtbare Gefahr die russische „Dampfwalze" bei Kriegsausbruch dargestellt habe. Nur dadurch, daß der österreichisch-ungarische Bundesgenosse durch seine todesmutige Offensive die Hauptkräfte des Zarenheeres fesselte, wurden die deutschen Erfolge in Ostpreußen möglich, nur dadurch gelang es im weiteren Verlauf des Krieges dem genialen deutschen Feldherrnpaare, den deutschen Boden vom Feinde freizumachen

* Mitgeteilt von B. von Siebert in der Schrift „Einkreisung?" Südd. Monatshefte.

und frei zu erhalten. Hätten die Russen von vornherein den Schwerpunkt ihrer Offensive nach Norden gegen Deutschland legen können, dann wäre die deutsche Heeresleitung im Osten vor kaum lösbare Schwierigkeiten gestellt gewesen.

Der furchtbare Rückschlag, den das k. u. k. Heer in Galizien erlitt, brach der verbündeten Wehrmacht moralisch das Kreuz. Die zahlreichen slawischen Bestandteile, die zunächst durch die Welle kriegerischer Begeisterung mit fortgerissen worden waren, fragten sich ernüchtert, ob sie Leben und Gut für ein Staatsgebilde opfern sollten, das ihren Bestrebungen ein Hindernis war, das zu hassen ihr aufgepeitschter nationaler Instinkt schon vor dem Kriege gelernt hatte. Wer die Stimmungen der Völker in der Doppelmonarchie kannte, wußte, daß die Person des greisen Monarchen der einzige Kitt für den Zusammenhalt der verschiedenen Nationalitäten bildete, und mußte sich wundern, daß das zusammengewürfelte Heer sich überhaupt so schlug, wie es sich tatsächlich geschlagen hat. Von den zuverlässigen Bestandteilen dieses Heeres blickten die deutschen Truppen nach Italien, die Ungarn nach Serbien, wo zu kämpfen ein nationaler Idealismus sie trieb. Für einen Kampf mit den Russen um Galizien begeisterte sie nichts; für den Gedanken, daß es sich um einen gesamteuropäischen, ja Weltkrieg handelte, fehlte diesen hinterwäldlerischen Menschen das Verständnis. Was kümmerte sie Frankreich, England und Amerika? Das waren nicht „ihre Feinde", sondern lediglich Deutschlands Gegner.

Je länger der Krieg dauerte, um so mehr fiel die ganze Last der Abwehr im Osten auf die Schultern des deutschen Heeres. Der deutsche Soldat und deutsche Offizier trugen diese Last willig, aber doch nicht ohne Animosität und Mißachtung gegenüber den unzweifelhaft viel geringeren Leistungen des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen. Es fehlte das Verständnis dafür, daß die Minderleistung nicht Schuld des einzelnen war, sondern durch die gesamte Struktur des Nationalitätenheeres bedingt wurde, daß dieses Heer nicht das Volk in Waffen darstellte, wie es begriffsmäßig in der deutschen Vorstellungswelt lebte.

Die kurz angebundene, herrische Art des Reichsdeutschen, die oft zügellose Bekundung des Unmuts gegenüber der Unzulänglichkeit

der verbündeten Truppen führten nicht allein zu Reibungen, sondern zu einer nachhaltigen Verstimmung, die der Kampffreudigkeit der k. u. k. Truppen nicht förderlich war. Je mehr man die deutschen Taten bewundern mußte, um so bitterer empfand man die Geringschätzung des Bewunderten.

Die beiden Heeresleitungen taten ihr möglichstes, um das gegenseitige Verhältnis zu bessern, wie auch die militärische Autorität des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und des Generals Ludendorff von der österreichisch-ungarischen Heeresführung rückhaltlos anerkannt wurde. Leider ließ sich dieser gute Wille in der Politik vermissen. Die Doppelmonarchie verfolgte mit der Zähigkeit einer altererbten diplomatischen Routine ihre Sonderinteressen in dem Wahne, durch Machterweiterung die Risse im morschen Bau des Staates verkleistern zu können. Die unglückliche Polenpolitik war in ihrer Entstehung eine Mache des Wiener Ballplatzes. Deutscherseits hatte man nicht rechtzeitig den eigennützigen Bestrebungen des Donaureiches Zügel angelegt, konnte es wohl auch nicht, weil man sich selbst mit weitgehenden Plänen im Osten trug und nicht das Gefühl erwecken wollte, daß Deutschland ohne Rücksicht auf den Bundesgenossen einseitige Vorteile erstrebe. Der ungeheure Prestigegewinn, den Deutschland in den baltischen Ländern erworben hatte, stachelte den habsburgischen Ehrgeiz gewaltig an, einen Ehrgeiz, der sich nicht damit abfinden mochte, daß Österreich-Ungarn, selbst nach einem glücklich beendeten Krieg, nur als Macht zweiten Ranges in engster Anpassung an die Führung des Deutschen Reiches daseinsfähig blieb.

Jetzt, nachdem der Charakter des Krieges als Kampf um das nackte Leben wieder so recht in die Erscheinung getreten war, mußte unter beiderseitigen Verzichten eine gemeinsame Linie gefunden, vor allem Klarheit in Kongreßpolen geschaffen werden. Mochten sich die ehemals russischen Untertanen, nachdem man sie vom Zarismus befreit hatte, über ihre Ostgrenze mit der Sowjetrepublik und der Ukraine einigen, die Grenzen gegenüber Deutschland und Österreich waren schnellstens eindeutig festzulegen und gegen jede Verletzung sicherzustellen.

Bulgarien hatte eine reine Konjunkturpolitik veranlaßt, auf seiten der Mittelmächte in den Krieg einzutreten; es wollte die

Hoffnungen des ersten Balkankrieges erfüllt sehen. Nicht in voller Einmütigkeit stand das eigensüchtige Bauernvolk in diesem Ringen — dem dritten innerhalb weniger Jahre — zusammen. Der Zweifel, ob das schließliche Ergebnis den Einsatz lohnen würde, wurde mehr und mehr rege und verstärkte den Einfluß derjenigen Kreise, die von vornherein Gegner eines Eintrittes in den Krieg gewesen waren. Man fühlte sich enttäuscht durch den Abbruch der Offensive in Serbien, ehe Saloniki gewonnen war, fühlte sich enttäuscht durch den Widerstand der Türkei gegenüber den bulgarischen Wünschen in Ostrumelien und sah im Frieden von Bukarest, der die nördliche Dobrudscha den Bulgaren vorenthielt, eine schwere Beeinträchtigung. Der immer mehr anwachsende Druck der Entente ließ das Gefühl aufkommen, daß die Mittelmächte den bulgarischen Bundesgenossen vernachlässigten und willens seien, sich über dessen berechtigte Interessen hinwegzusetzen. Daß Deutschland auf französischem Boden auch für das Wohl und Wehe Bulgariens kämpfte, sah der beschränkte Bauernverstand nicht ein.

Wollte man den Willen zum Widerstand aufrechterhalten, so mußten den Bulgaren greifbare Beweise einer wohlwollenden Bundestreue erbracht werden. Gelang es, in den Ostfragen zu einem klaren Entschluß zu kommen, dann ergab sich die Möglichkeit, deutsche und österreichische Divisionen für die Balkanfront freizumachen. Durch eine endgültige Regelung der Dobrudschafrage im bulgarischen Sinne ließ sich das politische Mißtrauen wesentlich herabmindern.

Die Türkei hatte mit ihrem Eintritt in den Krieg eine Aufgabe übernommen, für deren Durchführung das schlecht organisierte Staatswesen in keiner Weise gerüstet war. Auf den Schlachtfeldern Armeniens und an den Dardanellen war die Blüte der Wehrkraft vernichtet worden. Was übrigblieb, glich moralisch und physisch ausgebrannten Schlacken. Dazu kam die überaus traurige Ernährungslage, die dazu führte, daß mangels jeder Organisation Tausende von Menschen den Hungertod erlitten. Die Masse des Volkes stand dem Kriege in dumpfer Teilnahmslosigkeit gegenüber, in der führenden Oberschicht war die Stimmung geteilt. Neben Männern, die in einer engen Anlehnung an die Mittelmächte das ganze Heil der Zukunft erblickten, gab es zahlreiche Persönlichkeiten, die der Ansicht

waren, man habe auf das falsche Pferd gesetzt und müsse diesen Fehler korrigieren.

Von unserer Seite waren gewaltige Anstrengungen gemacht worden, um dem Bundesgenossen zu helfen. Ob wir dabei immer eine glückliche Hand hatten, erscheint mir zweifelhaft. Das „fortiter in re, suaviter in modo", das bei Verhandlungen im Orient eine so wichtige Rolle spielt, wurde von uns nicht immer angewendet. Wir verstanden nicht, großzügig zu geben, wo wir geben konnten und geben mußten, verstanden nicht, der orientalischen Mentalität entsprechend, ebenso höflich wie entschieden abzulehnen, wo unerfüllbare Forderungen an uns herantraten. Dazu kam unsere Organisationswut, die auch im fremden Land mit deutschen Begriffen von Ordnung und Pünktlichkeit sich durchzusetzen sucht und die von den Türken als Eingriff in ihr Selbstbestimmungsrecht empfunden wurde. Wir errangen uns mit unserer Arbeit wohl Achtung, aber keine Sympathien und erschwerten den türkischen Staatsmännern, die in treuer Bundesgenossenschaft an der Seite der Mittelmächte aushalten wollten, ihre schwere Aufgabe gegenüber der wachsenden Hinneigung zur Entente.

Im Sommer 1918 ließ sich bereits übersehen, daß die Türkei nicht ohne schwere Einbuße aus dem Kriege herauskommen würde. Um so nötiger war es, kein Mittel unausgenutzt zu lassen, das geeignet schien, aus den gegenseitigen politischen Beziehungen alles auszuscheiden, was Mißtrauen erwecken und Mißstimmungen hervorrufen konnte. Gerade der Türke ist unendlich empfindsam. Er hat den Instinkt eines Kindes, das gefühlsmäßig erfaßt, wo ein von Herzen kommendes Wohlwollen vorhanden ist.

Nur in einer gemeinsamen vertraulichen Aussprache war es möglich, alle Gegensätzlichkeiten, die zwischen den Verbündeten in ihrem gegenseitigen Verhältnis und in der Beurteilung der Friedensmöglichkeiten bestanden, zu beseitigen. Je schwieriger die äußere Lage wurde, um so einheitlicher und geschlossener mußte der Block der Mittelmächte zusammenstehen in der Erkenntnis, daß man freiwilliger Opfer bedurfte, um das große Ganze und damit jeden einzelnen vor Vernichtung zu bewahren.

Die öffentliche Meinung.

Eine besonders wichtige Frage war die Einstellung der öffentlichen Meinung bei uns und unseren Bundesgenossen, ihre Beeinflussung im neutralen und feindlichen Auslande.

Daß die Presse als Trägerin und Gestalterin des politischen Denkens und Wollens innerhalb der Völker für die Führung des Krieges und die Möglichkeit, ihn glücklich zu beenden, eine entscheidende Rolle spielen mußte, erkannten wir nicht rechtzeitig, und als wir es erkannten, fehlten der Wille und die Fähigkeit, aus der Erkenntnis die Folgerungen zu ziehen.

Großadmiral von Tirpitz hat es durch die Tat bewiesen, daß auch bei uns in Deutschland die öffentliche Meinung kein wildgewachsenes Kraut ist, sondern daß sie auch bei uns wie überall gemacht werden kann. Wie es um die Jahrhundertwende gelungen war, selbst im kleinsten bayerischen Gebirgsdorf Begeisterung zu erwecken für eine deutsche Flottenpolitik, so hätte es auch während des Krieges gelingen können, die Stimmung des deutschen Volkes und seiner Verbündeten in eine große Linie zu bringen und, wenn sie erst einmal einheitlich beeinflußt war, den wechselnden Bedürfnissen der militärischen und politischen Entwicklung anzupassen.

Grundbedingung für eine solche Führung der öffentlichen Meinung war, daß man den Krieg als Akt der Politik wertete, den Krieg auf die Politik, nicht die Politik auf den Krieg einstellte und diese Politik fest umgrenzte. Dem deutschen Volke mußte von vornherein klargemacht werden, daß dieser Krieg ein Verteidigungskrieg war, bei dem es um Sein oder Nichtsein ging. Wo Völker mit vollentwickelter Wehrkraft aufeinander losschlagen, da entscheiden siegreiche Schlachten noch lange nicht einen Feldzug und siegreiche Feldzüge noch lange nicht den Krieg. „Die Abschätzung der Tragweite eines militärischen Erfolges" — so sprach Bismarck am 12. September 1866 — „in dem Momente, wo er erfochten wird, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Politik . . . Man kann sehr leicht die Linie überschreiten, bei der eine weitere Ausbeutung des Sieges in

eine blinde Zuversicht ausartet, die alle Errungenschaften aufs Spiel setzt, und je größer diese Errungenschaft schon ist, desto schwieriger entschließt man sich zu einer Ausbeutung des Sieges, die nicht mehr den Charakter des Mutes, sondern den der Waghalsigkeit haben würde."

Nichts ist gefährlicher für ein im Urteil ungefestigtes Volk als blinder Optimismus. Die militärische Berichterstattung darf, ja sie soll jeden militärischen Erfolg unterstreichen, Mißerfolge mit ruhiger Zuversicht behandeln. Eine politische Berichterstattung muß die militärische ergänzen und dafür Sorge tragen, daß keine inneren Unwahrheiten entstehen. Sowohl die Franzosen wie die Engländer haben mit rücksichtsloser Offenheit gearbeitet und sind dabei nicht schlecht gefahren. Sie haben erst von Machterweiterung und Eroberung gesprochen, als sie sich ihrer sicher wußten. Unser Volk dagegen wiegte sich in Hoffnungen, die politisch nicht gerechtfertigt waren; die öffentliche Meinung drängte zu Kriegszielen, die auf militärischen Erfolgen beruhten, deren Tragweite nicht richtig abgeschätzt wurden. War das deutsche Volk nicht stark genug in dem nüchternen Gedanken, daß es um unsere nackte Existenz ging, die furchtbaren Leiden langer Kriegsjahre zu tragen, war es nur durch Selbstbetrug oder die trügerische Hoffnung auf Zufälligkeiten aufrechtzuerhalten, dann mußte die politische Kriegführung dem Rechnung tragen und das Ringen unter freiwilligen Opfern zu Ende bringen.

Es war ein Fehlgriff, einem militärischen Bearbeiter der Obersten Heeresleitung, dessen eigentliche Aufgabe in der Leitung des geheimen Nachrichtendienstes und der Spionageabwehr lag, die Leitung der Presse und die Handhabung der militärischen Pressezensur zu übertragen. Dieser Fehlgriff fällt aber nicht der Obersten Heeresleitung zur Last, sondern der Reichsleitung, die trotz des dauernden Drängens des Generals Ludendorff sich nicht dazu entschließen konnte, eine Reichsstelle für eine einheitliche Führung der Presse auf allen Gebieten zu schaffen.

Wie schon hervorgehoben wurde, sind militärische Berichterstattung, politische Auswertung und eine richtige psychologische Einschätzung der Wirkungen ganz verschiedene Dinge. Der Soldat, der Staatsmann und der Pressefachmann müssen zusammenarbeiten, um

im Einzelfalle die öffentliche Meinung in die von der Politik gewollten Bahnen zu lenken. Der Staatsmann steht dabei im Mittelpunkt. Er erhält von der Heerführung die tatsächlichen Unterlagen, legt danach die Marschrichtung fest und wird sich nunmehr mit dem Pressefachmann beraten, wie die erstrebte Wirkung am besten zu erreichen ist. Daß bei solchem Verfahren die verschiedenen politischen Richtungen der Presse individuell behandelt werden müßten, ist selbstverständlich. Die Zeitung konservativer Observanz wird in ihrem Leserkreis eine bestimmte Wirkung durch andere Gedankengänge auslösen als eine liberale oder sozialistische. Je mehr Vertrauen man der Presse dabei entgegenbringt, je mehr Freiheit man ihr läßt, um so sicherer kann man auf den Erfolg hoffen, in der endlichen Gesamtwirkung zur Einheitlichkeit zu kommen.

Infolge der mangelhaften Organisation fühlte die Presse sich geknebelt, wurde in ihrer Berichterstattung über alles das, was den Krieg betraf, immer uniformierter und verlor die Lust zu freudiger zielbewußter Mitarbeit. Die militärische Leitung auf der anderen Seite übersah nicht die für die Bildung der öffentlichen Meinung entscheidenden Momente, sie fühlte sich der Presse gegenüber unsicher und lähmte sie ungewollt, statt sie zu fördern. Sie vertrat einen zu engen, militärisch-einseitigen Zweckmäßigkeitsstandpunkt, der im Rahmen einer autoritativen politischen Leitung berechtigt und nützlich gewesen wäre, mangels einer solchen aber dazu führte, daß die öffentliche Meinung in Deutschland auf Irrwege geriet, und daß die Wirkung der deutschen Presse sowohl innen- wie außenpolitisch das Gegenteil von dem erreichte, was erreicht werden mußte.

Ein Mißverhältnis zwischen militärischem Wollen und politischem Können trat immer mehr in die Erscheinung, führte teils zur Schönrednerei, bequemem Optimismus und Selbstbetrug, teils zu zersetzender Skepsis und dumpfer Verzweiflung. Es gelang nicht, die Diagonale der verschiedenen Willensrichtungen zu finden, den kühlen Kopf und das Herz voll edler Begeisterung zu schaffen, die für ein Volk, das um seine nationale Existenz ringt, unentbehrlich sind.

Wie wollte man einwirken auf eine neutrale und feindliche Presse, wenn man es nicht einmal fertigbrachte, den eigenen Apparat in Ordnung zu bringen? Gewiß war vor dem Kriege und zu Anfang

des Krieges viel versäumt worden. Wir hatten es geschehen lassen, daß das Kapital der Entente die führenden Tageszeitungen im neutralen Auslande in die Hand bekam. Aber was nützten schließlich die besten Artikel jenseits der deutschen Grenzen, wenn innerhalb des Reiches der Resonanzboden fehlte, ja die Tendenz der Artikel durch die deutsche Presse oft Lügen gestraft wurde?

Für eine nationale Propaganda im Auslande fehlte uns jede Erfahrung, jedes Geschick und jede Vorbereitung. Daß sie ein unentbehrliches politisches Kampfmittel war, welches nicht allein technisch aufgezogen, sondern ideell befruchtet werden mußte, wurde überhaupt nicht erkannt. Unsere Gegner stempelten den Krieg zum Kreuzzug gegen die Barbarei Mitteleuropas und namentlich Preußen-Deutschlands, gaben ihrem nationalen Egoismus einen universellen Zug. Den Völkern Britanniens wurde nicht allein gesagt, sondern sie glaubten, daß „das britische Weltreich nach dem Willen der Vorsehung das gewaltigste Werkzeug Gottes zur Förderung des Guten ist, das die Welt gesehen hat". Der Franzose trug die Phrase von seiner kulturellen Sendung als Überzeugung im Herzen. Und wie der Russe im messianischen, so fühlte der Amerikaner im utilitaristischen Sinne sich dazu berufen, durch seine Kriegsopfer dem Fortschritt der Menschheit zu dienen. Das Land Herders, Lessings, Schillers und Goethes, Luthers, Kants, Fichtes und Hegels, des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Einzigen, Wilhelm von Humboldts, des Freiherrn vom Stein und Bismarcks fand weder Gedanken noch Worte, um sich in seinem Existenzkampf mangels materieller wenigstens eine moralische Unterstützung zu sichern, noch dazu in einer Zeit, in der man mit Recht von einer Krise des Zeitgeistes sprechen konnte, die der Lösung harrte, einer Lösung, die zu finden das Volk der Denker und Dichter sich in erster Linie berufen fühlen mußte.

Unsere Propaganda erschöpfte sich zumeist in fruchtloser negativer Abwehr mit unzureichenden Mitteln und unzureichender Technik. Wo aber ein positiver aufbauender Gedankeninhalt fehlte, da fehlte auch die Kraft, das eigene Volk gegen die Einflüsse der feindlichen Zersetzungsarbeit hellsichtig und immun zu machen. Deutsche wurden im eigenen Lande zu Propagandisten einer volksfremden antideutschen Gedankenwelt.

Hier lagen furchtbare Gefahren. Die gedankliche und seelische Beeinflussung unseres Volkes wurde mehr und mehr zu einer Lebensfrage. Nur durch ein hingebendes vertrauensvolles Zusammenwirken des Staatsmannes, des Soldaten und der führenden Organe der öffentlichen Meinung konnte eine Lösung gefunden werden.

Die Verhandlungen in Spa (Mitte August 1918).

Über die Verhandlungen, die in Spa zwischen den Organen der Kriegführung auf der einen, dem Reichskanzler und Staatssekretär des Auswärtigen auf der anderen Seite am 13. und 14. August geführt wurden, habe ich Bestimmtes nie erfahren können. Die Generale von Winterfeld und von Bartenwerffer waren nicht zugezogen worden und gaben mir auf Befragen an, es sei lediglich beschlossen worden, eine besondere Stelle für Aufklärung und Propaganda einzurichten und durch öffentliches Hervortreten deutscher Staatsmänner auf die Stimmung im Inlande und Auslande aufklärend einzuwirken. Der am 14. August stattfindende Kronrat hat dann zu dem Entschlusse geführt, eine Friedensvermittelung möglichst durch die Königin der Niederlande einzuleiten.

Die Ausführungen, die über die militärische Lage gemacht worden sind, haben beim Staatssekretär von Hintze augenscheinlich nicht den Eindruck hervorgerufen, daß eine kritische Wendung eingetreten sei, die es nötig machte, daß wir *schnell* an den Verhandlungstisch kommen mußten. Für eine diplomatische Anfädelung, wie sie beabsichtigt war, konnte der Zeitpunkt, zu dem sie in Wirksamkeit gesetzt wurde, von ungeheurer Bedeutung werden. Herr von Lersner hat mir damals meine Vermutung bestätigt, daß beim Staatssekretär die Ansicht vorhanden war, die Lage an der Front sei insofern hoffnungsvoll, als man in absehbarer Zeit mit einem zeitweisen Erlahmen der feindlichen Gegenangriffe rechnen könne. Ich habe dem widersprochen und habe wiederholt meine Zweifel an einer klaren Aus-

einandersetzung zwischen Kriegführung und Politik zur Sprache gebracht.

Ich bin noch heute der Meinung, daß das Ergebnis der Besprechungen des 13. und 14. August nicht ganz ausreichend gewesen ist. Der Verteidigungscharakter des Krieges mußte festgestellt, mußte in allen militärischen und politischen Maßnahmen zum Ausdruck kommen. Ein Absetzen vom Feinde, wie es im Frühjahr 1917 mit so großem Erfolge durchgeführt war, hätte vielleicht in der Heimat und bei unseren Verbündeten weniger beunruhigt als die vom Feinde durch Kampf erzwungene Aufgabe weiter Gebiete, hätte gleichzeitig, ohne daß man es auszusprechen brauchte, dem ganzen Volke den Ernst klargemacht.

Die Verhältnisse in der Etappe, die Verhetzung der heimatlichen Arbeiterschaft erforderten gebieterisch die Verstärkung der polizeilichen Macht, und die ließ sich nur durch Bereitstellung unbedingt zuverlässiger Fronttruppen erreichen. Das aber wiederum nötigte zur Frontverkürzung.

Die Schaffung einer ausreichenden Heerespolizei war seit langem erwogen worden und immer wieder an dem Widerspruch der Truppenbefehlshaber gescheitert, die geltend machten, daß der Truppe dadurch moralisch wertvolle Kräfte entzogen würden. Als man schließlich daranging, für die Etappe und Heimat die notwendigen Maßnahmen zu treffen, war es zu spät.

Das gesamte deutsche Volk war für den Schlußkampf mobil zu machen. Dem Feinde mußte, ehe wir mit neuen Verhandlungsvorschlägen kamen, zum Bewußtsein kommen, daß wir bis zur letzten Kraft um einen ehrenvollen Frieden zu kämpfen gewillt waren. Das, was wie ein dumpfer Druck auf unserem Volke lag, war die zersplitternde Unklarheit und die Passivität der Reichsleitung, die nicht zuletzt durch den unzureichenden Kontakt und den Mangel gegenseitigen Verstehens der führenden Persönlichkeiten hervorgerufen wurde. Die geschäftliche Inanspruchnahme verschlang die Zeit und Arbeitskraft aller dieser Männer derartig, daß sie kaum merkten, wie weit sie innerlich in der Richtung ihres Fühlens und Wollens voneinander entfernt waren, daß sie von gelegentlichen Be-

sprechungen auseinandergingen, ohne zu wissen, wie sehr ihre Auffassungen voneinander abwichen.

Eine besondere Bedeutung gewannen die Verhandlungen durch den Besuch Kaiser Karls, der am 14. nachmittags in Spa eintraf und vom Grafen Burian, General von Arz und dem Kabinettsdirektor Ritter von Seidel begleitet war. Der deutsche Botschafter in Wien Graf Wedel und der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Prinz Hohenlohe hatten sich angeschlossen.

Es war klar, daß dieser Besuch eine politische Auseinandersetzung bezweckte. Die Mitteilungen, die General von Cramon in den ersten Augusttagen über die Zustände und die Stimmung in der Donaumonarchie gemacht hatte, ließen darauf schließen, daß von dieser Seite in kategorischer Form eine schnelle Beendigung des Krieges verlangt und ein starker Druck auf eine Lösung der polnischen Frage im habsburgischen Sinne ausgeübt werden würde. Eine Zuspitzung hatte unser Verhältnis zu den Bundesgenossen noch dadurch erfahren, daß entgegen den Warnungen des Staatssekretärs Helfferich, der auf Grund seiner persönlichen Eindrücke in Moskau dringend von einem weiteren Paktieren mit der Sowjetrepublik abriet, die Zusatzverträge zum Brester Friedensvertrag am 10. August paraphiert worden waren.

Graf Burian trat mit der Absicht hervor, von sich aus einen Friedensschritt zu unternehmen. Nur mit Mühe und Not gelang es, ihn zu bewegen, die Absicht wenigstens zu verschieben. In der polnischen Frage kam keine Einigung zustande, da Graf Burian starr an dem Gedanken der Personalunion festhielt, während deutscherseits eine Lösung angestrebt wurde, nach der Polen Freiheit in der Wahl eines Fürsten erhalten und wirtschaftlich an Deutschland angeschlossen werden sollte.

Über die militärische Lage verhandelte General von Arz mit General Ludendorff. Ersterer zeigte Bereitwilligkeit, die deutsche Westfront durch Entsendung weiterer Truppen zu stützen, ließ aber keinen Zweifel darüber, daß die Widerstandskraft des österreich-ungarischen Heeres in absehbarer Zeit zu Ende ginge.

Eine innere Übereinstimmung, wie sie die Gesamtlage erfordert hätte, wurde nicht erzielt. Das trat auch äußerlich als eine deutlich fühlbare Entfremdung im persönlichen Verkehr in die Erscheinung.

Da die Räume des kaiserlichen Quartiers beschränkt waren, speiste ein Teil des zahlreichen Gefolges gesondert und begab sich erst nach Abschluß des Mahles zu den beiden Monarchen. Ich wurde dem Kaiser Karl vorgestellt und von ihm in eine längere Unterhaltung gezogen. Das jugendliche, weiche Antlitz zeigte Spuren tiefer Abspannung, der unstete Blick, die schlechte Haltung und nervöse Hast einer unklaren Ausdrucksweise offenbarten die innere Zerrissenheit, die den Monarchen zum Spielball stets wechselnder Einflüsse machte. In Hörweite vom Kaiser stand sein Hofprälat, ein Mann von vornehmem Aussehen, mit scharfgeschnittenen, intelligenten Zügen, dem man es ansah, daß seine Interessen nicht allein auf rein geistlichem Gebiete lagen. Graf Burian, eine massige Erscheinung, der Typ des Grandseigneurs, hielt sich verstimmt abseits und wechselte nur gelegentlich ein kühles Wort mit dem Leiter der deutschen Außenpolitik, während der sehr bewegliche Herr v. Seidel in seiner sprudelnden süddeutschen Lebhaftigkeit die Situation zu retten suchte. Nach engem bundesbrüderlichen Einvernehmen sah das ganze Bild nicht aus. Am nächsten Mittag reisten die Gäste wieder ab. Der Riß war oberflächlich verkleistert. Man tröstete sich mit der Verabredung neuer eingehender Besprechungen in Wien und Berlin.

Auch das Verhältnis zu den übrigen Bundesgenossen trübte sich mehr und mehr. Der bulgarische Thronfolger, Kronprinz Boris, der in allen politischen Fragen der vertraute Mitarbeiter seines Vaters war, brachte gelegentlich eines Besuchs in Spa die Schwierigkeiten zur Sprache, die dem Zaren durch die Vorenthaltung der nördlichen Dobrudscha, durch eine vermeintliche unzureichende militärische und materielle Unterstützung seitens Deutschlands erwuchsen. Das Scheitern unserer großen Offensive hatte die Kriegsmüdigkeit in Bulgarien bedeutend verstärkt und zu Zweifeln Anlaß gegeben, ob Deutschland in der Lage und willens sei, für den Balkanstaat den territorialen Zuwachs, der eine Vorbedingung für den Eintritt in den Krieg gewesen war, durchzusetzen.

In Palästina mehrten sich die Anzeichen für eine großangelegte britische Offensive. Dabei schmolzen die materiellen und personellen Hilfskräfte der Türkei immer mehr zusammen. Wir waren nicht in

der Lage, auch nur annähernd so auszuhelfen, wie es dem Bedürfnis entsprochen hätte. Um so wichtiger wäre es gewesen, den Bundesgenossen politisch bei guter Laune zu halten. Aber auch hier drohten durch die Brester Zusatzverträge, die den Türken Beschränkungen im Kaukasusgebiet auferlegten, arge Mißstimmung.

Der Kaiser brachte seinem neuen Staatssekretär des Auswärtigen gerade im Hinblick auf dessen Vertrautheit mit den Zuständen des zaristischen Rußlands ein unbedingtes Vertrauen entgegen und hatte sich davon überzeugen lassen, daß man die Sowjetregierung als tatsächliche staatliche Macht bewerten müsse und daß es darauf ankomme, auf dem Verhandlungswege für Deutschland herauszuholen, was sich nur eben herausholen ließ. Die plötzliche Rückkehr des Staatssekretärs Helfferich aus Moskau verstimmte den Monarchen. Man stellte ihm diesen wohlüberlegten Schritt als eine Art von Fahnenflucht dar.

Ich hatte um die Mitte des Monats eine längere Aussprache mit Major Schubert, der Mitglied der Moskauer Mission gewesen war und zur Berichterstattung in das Große Hauptquartier kam. Schubert vertrat dieselbe Auffassung wie der Staatssekretär Helfferich, gab ein eingehendes Bild von dem falschen Spiel der Bolschewiken und legte dar, daß schon ein entschlossenes Lösen aller Beziehungen seitens Deutschlands den Zusammenbruch der ganzen Sowjetherrlichkeit bedeuten würde. Seine Darlegungen erschienen mir so überzeugend und so ungemein bedeutungsvoll, daß ich General von Winterfeld bat, einen Vortrag Schuberts entgegenzunehmen. Das ist geschehen. Dagegen lehnte der Reichskanzler es ab, Schubert zu empfangen.

Mit dem Kaiser, den die Entwicklung der Dinge in Rußland ganz besonders interessierte und der sich täglich über die dortigen Begebenheiten von mir eingehenden Vortrag halten ließ, habe ich wiederholt über die Möglichkeiten eines Sturzes der Sowjetregierung gesprochen, fand aber immer die festgegründete Überzeugung, daß die Richtigkeit der von seinem berufenen politischen Ratgeber befolgten Politik über allen Zweifeln erhaben sei.

Erst später, als die Ergebnisse der Maulwurfsarbeit des Herrn Joffe drohend in Erscheinung traten, wurde der Kaiser stutzig. Seinem persönlichen Eingreifen ist es zu danken, daß man dem

russischen Kuriergepäck eingehende Aufmerksamkeit widmete, eine verdächtige Kiste auf dem Bahnhof Friedrichstraße den Aufzug hinunterfallen ließ und entdeckte, daß diese Kiste mit revolutionären Flugschriften angefüllt war. Herr Joffe war damit entlarvt, die Giftsaat seiner Propaganda konnte aber nicht mehr ertötet werden, sie ging auf und trug reiche Früchte.

Der Kaiser in Wilhelmshöhe. Zar Ferdinand.

An der Westfront tobten die schweren Kämpfe bei der 2. und 18. Armee, die Roye zum Brennpunkt hatten, bis Mitte August ununterbrochen weiter. Es wurde immer klarer, daß die Angriffsenergie unserer Gegner keineswegs gebrochen, sondern daß die Schlacht zwischen Somme und Oise nur als Vorspiel einer Offensive großen Stils anzusprechen war.

General Ludendorff vermutete, man würde feindlicherseits die bogenförmige Gestaltung unserer Front im Zuge Arras—Roye—Nouvron zur doppelseitigen Umfassung ausnützen, im Norden Bapaume, im Süden Cuts und Nouvron zur Hauptstoßrichtung wählen. Aber auch die Ausbuchtung unserer Front im Lysbogen, am Kemmel, bei Bailleul und Merville bot dem Engländer, die scharf vorspringende Ecke bei St. Mihiel dem Franzosen eine günstige Gelegenheit, durch Erzielung von Einzelerfolgen der Generaloffensive vorzuarbeiten.

In weitschauender Weise wurden die Maßnahmen zur Abwehr getroffen, die Abschrägung des Lysbogens und Aufgabe der Mihiel-Stellung vorbereitet, die 17. und 9. Armee auf eine bewegliche Verteidigung eingestellt, Eingreifdivisionen an die voraussichtlichen Punkte der Entscheidung herangeführt, der Ausbau zahlreicher Stellungen bis rückwärts zur Linie Antwerpen—Brüssel—Namur—Maas in Angriff genommen. In das ganze Getriebe des militärischen Apparates kam dadurch mit Naturnotwendigkeit große Unruhe. Den Heeresreserven konnte nur unzureichende Erholungszeit gewährt wer-

den. Eine gewaltige Abschubbewegung von der Front nach Deutschland hin setzte ein und beschränkte die Flüssigkeit des Verkehrs zwischen Heimat und Heer.

Am 20. August begann der vermutete französische Gewaltstoß in Richtung Cuts und Nouvron. Er brachte neben einer tiefen Einbeulung schwere unersetzliche Verluste und zwang die 9. Armee, das Gelände vorwärts der Aisne und Ailette zu räumen, zwang ferner dazu, die Verteidigung nördlich der Oise in die Linie Bapaume—Péronne—Somme—Ham—Noyon zurückzuverlegen.

Am nächsten Tage folgte der englische Angriff nördlich der Ancre, der sich bald nach Süden verbreiterte und beiderseits der Somme zu erbitterten Kämpfen führte. Die materielle Überlegenheit unserer Gegner, die mit einem Masseneinsatz von Tanks und künstlichem Nebel immer wieder Überraschungserfolge erzielen konnten, machte sich immer fühlbarer.

Es war unendlich schwer, dem Kaiser ein wahres Bild der Lage zu geben, ohne sein seelisches Gleichgewicht aus dem Gleis zu bringen, noch dazu in einer Zeit, wo quälende Sorgen um das Leben der Kaiserin auf seinem Gemüte lasteten. Wir verloren in der Abwehr mehr und mehr die Freiheit des Handelns, operative Erwägungen traten in den Hintergrund. Die Abwehr in der vorgesehenen Weise durchzuführen, lag in der Hand der taktischen Führung und nicht zum wenigsten in der Hand der Truppe, auf deren moralischen Halt alles ankam.

Der Feldmarschall und General Ludendorff hatten sich nach Abschluß der Besprechungen wieder nach Avesnes zurückbegeben. Der Kaiser entschloß sich dazu, die Entwickelung der Dinge in Wilhelmshöhe abzuwarten, wohin ihn die Ungewißheit über den Gesundheitszustand der Kaiserin zog.

Wir kamen in aller Frühe des 21. dort an. Um die Kranke nicht zu beunruhigen, erfolgte die Anfahrt auf einem Seitenwege, der nicht zum Hauptportal führte, sondern am nördlichen Seitenflügel mündete, so daß die Stille der im südlichen Seitenflügel befindlichen Gemächer der Kaiserin in keiner Weise gestört wurde. Ich selbst war in diesem nördlichen Flügel nach der Parkseite zu untergebracht und genoß aus den hohen Fenstern einen

weiten Blick in die von Meisterhand geschaffenen Gartenanlagen. Mir gegenüber auf der anderen Seite des Korridors waren Telegraph und Fernschreiber eingerichtet, so daß es mir jederzeit möglich wurde, in kürzester Frist Verbindung mit Avesnes und Spa aufzunehmen. Ein regelmäßiger Kurierdienst sorgte für einen sicheren und pünktlichen schriftlichen Verkehr mit dem Großen Hauptquartier.

Das morgendliche Frühstück wurde von den Herren des Gefolges in den oberen Gesellschaftsräumen des Nordflügels eingenommen. Man war dabei an die Einhaltung einer bestimmten Zeit nicht gebunden, während das Mittagsmahl für die Damen und Herren der Umgebung des Kaiserpaares an gleicher Stelle zu bestimmter Stunde stattfand.

Der Kaiser erschien gewöhnlich nur zur Abendtafel, die dann im Speisesaal des Schlosses, bei besonders schönem Wetter auch wohl auf der Schloßterrasse hergerichtet war. Die sehr einfach gehaltenen Mahlzeiten verliefen sehr schnell. Eine streng geregelte, äußerst eingeschränkte Diät gehörte zu den Lebensgewohnheiten des Kaisers, eine Diät, die in ihrer abwechslungslosen Gleichförmigkeit fast einer Kur glich.

Die Abendstunden wurden gemeinsam im großen Saale, der die Ostfront des Erdgeschosses des mittleren Schloßbaues fast in ihrer gesamten Breite einnimmt, verbracht. Der weite Raum war durch geschickte Anordnung der inneren Einrichtung derartig zerlegt, daß sich auch ein kleiner Kreis behaglich zusammenscharen konnte. Der Kaiser bevorzugte eine Ecke, in der ein großer runder Tisch mit einer traulichen Stehlampe zu familiärer Plauderei einlud. Alle Beteiligten taten hier ihr Bestes, um die Gedanken des Monarchen von den schweren Sorgen des Tages abzulenken und einen Meinungsaustausch über bedeutungsvolle Fragen der Kunst, der Wissenschaft oder Technik in Gang zu bringen. Griff der Kaiser ein solches Thema auf und gelang es, wie das nicht selten geschah, ihm Impulse zu geben, aus dem schier unerschöpflichen Born eigenen Erlebens zu schöpfen, dann verrannen die langen Stunden wie im Fluge und wurden zu einer wirklichen Erholung.

Aber es geschah auch nicht selten, daß der Druck, den das furchtbare Weltgeschehen auf die Gemüter legte, nicht weichen wollte, daß

das Gespräch in bedrückender Einsilbigkeit dahinkroch, daß jeder Versuch, durch Vorlesen, das gemeinsame Studium von Bildermappen oder anderes Derartiges die abseitsirrenden Gedanken zu sammeln, vergeblich blieb. Dann trat die innere Einsamkeit, dieses unabänderliche Königslos, mit quälender Deutlichkeit in die Erscheinung.

Seine gewohnte Tageseinteilung ließ der Kaiser niemals fallen. Er erhob sich sehr früh und begann das Tagewerk mit der Durchsicht eingegangener Depeschen und Berichte. War das geschehen, dann nahm er mit dem diensttuenden Adjutanten das erste Frühstück, um anschließend seinem angeborenen Verlangen nach ausgiebiger körperlicher Bewegung in freier Luft zu genügen. Ich habe den Kaiser nie so frisch, so aufnahmefähig und mitteilsam gesehen wie auf diesen Morgengängen. Es war, als wolle er den ganzen Wust qualvollen Grübelns und Zweifelns, der so manche Nacht schlaflos machte, von sich abschütteln, als müsse der Strahl jeder Morgensonne die glückliche Wendung bringen, um die sein Wünschen und Wollen wie um einen Pol kreisten.

An diesen Gängen, die häufig nachmittags wiederholt wurden, nahm in der Regel das engere Gefolge teil. Der Kaiser hatte dabei die Möglichkeit, diejenigen Herren, mit denen er vertraulich zu sprechen wünschte, einzeln an seine Seite zu rufen. Bei der Rast, die die Wanderung unterbrach, wurden gemeinsam wichtige Tagesfragen besprochen.

Ich bin damals zuerst zu den Morgengängen herangezogen worden. Nur zu Zeiten besonders ernster militärischer Spannung mußte ich mit Rücksicht auf die oft in dringender Hast zu erledigende Arbeit fernbleiben. Je enger die Entwickelung der Ereignisse mich an die Person des Kaisers fesselte, um so mehr hatte dieser den Wunsch, mich in den Frühstunden des Tages sprechen zu können, und so wurde ihm allmählich meine Begleitung zur Gewohnheit.

In die ersten Tage unseres Aufenthaltes in Wilhelmshöhe fiel ein Empfang, den eine finnische Abordnung, vom Reichsverweser Svinhufvud geführt, nachgesucht hatte. Wenn ich mich recht erinnere, gehörten außerdem der Minister des Äußeren, Senator Stenroth, und der Geschäftsträger in Berlin, Hjelt, dazu.

Die deutsche Waffenhilfe im Kampfe gegen die kommunistische Barbarei, die Sympathien, die der deutsche Truppenbefehlshaber General Graf v. d. Goltz sich zu erwerben wußte, hatten in Finnland eine Stimmung ausgelöst, die ein möglichst enges Freundschaftsverhältnis zu Deutschland erstrebte. Obwohl durch die russische Revolution die demokratisch-republikanische Tendenz im Lande verstärkt worden war, sah man doch in weiten Kreisen ein, daß nur eine monarchische Verfassung der Staatsgewalt diejenige Stärke geben konnte, die erforderlich war, um dem jungen Staatswesen in der gewaltigen Brandung der roten Flut innere Konsolidation und Selbstbehauptung nach außen zu gewährleisten. Am 10. August ergab die Abstimmung im Landtage eine Mehrheit für die Monarchie. Die Regierung erhielt den Auftrag, die notwendigen vorbereitenden Schritte für die Königswahl zu tun.

Es war verständlich, daß sich die Blicke auf die Prinzen des deutschen Kaiserhauses lenkten, ebenso aber auch, daß der Kaiser mit Rücksicht auf die politische Lage einer solchen Lösung widerstrebte. Die schwebenden Verhandlungen über einen engen Anschluß Kurlands an die Krone Preußen hatten schon genug Mißgunst und Mißtrauen, nicht zum wenigsten bei dem österreichischen Bundesgenossen, erregt. Dagegen erschien es unbedenklich, wenn der Kaiser seine Zustimmung zu einer Kandidatur seines Schwagers, des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, gab.

In diesem Sinne wurde die Abordnung beschieden. Die finnischen Staatsmänner konnten jedenfalls das Gefühl mitnehmen, daß der Kaiser mit seinem ganzen Herzen an der Seite Finnlands stand und bestrebt war, das Land in seinem Kampfe um Freiheit und Selbständigkeit nach besten Kräften zu unterstützen.

Die Frühstückstafel, die sich der Audienz anschloß, verstärkte das Gefühl innigen Einvernehmens. Das finnische Volk hätte keine würdigeren Repräsentanten entsenden können. Namentlich die Persönlichkeit des Reichsverwesers Svinhufvud in ihrer Schlichtheit, Biederkeit und Wucht, die durch seine schwere, klug abgewogene Art zu sprechen noch gehoben wurde, hat mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Am 29. August begab der Kaiser sich nach Nauheim, um dem dort

zur Kur weilenden Zaren von Bulgarien einen Besuch abzustatten. Die beiden Monarchen speisten im engsten Familienkreise in Nauheim und fuhren dann im Auto nach Homburg, wo im Schlosse der Tee gerichtet war. Ich habe hier zum ersten und letzten Male den Zaren gesehen.

Die Teestunde, an der Prinz Friedrich Karl von Hessen und seine Gemahlin teilnahmen, verlief in zwangslosem Geplauder. Der Zar war ein Meister liebenswürdiger gewandter Formen. Seine leise, fast flüsternde Sprache, sein Auge, das von innerer Konzentriertheit und scharfer Beobachtungsfähigkeit zeugte, die Beherrschtheit von Miene und Geste verrieten den feingeschulten Diplomaten. In der Unterhaltung pflegte er sein Antlitz so nahe zum Ohr des Angesprochenen zu neigen, daß es selbst Personen, die in unmittelbarer Nähe standen, unmöglich wurde, mitzuhören, ein Brauch, den ich im Orient im Verkehr hochgestellter Männer häufig beobachten konnte. Das alles verstärkte die Atmosphäre des Geheimnisvollen, die diesen Monarchen umgab.

Die Rückreise nach Nauheim erfolgte im Hofzuge. Auf der Fahrt zum Bahnhof ließ der Kaiser an der Erlöserkirche halten und betrat mit seinem Gaste das Innere des weihevollen Gotteshauses. Sinnend standen die beiden Herrscher am Altar. Alles war gedämpft, gedämpft das Licht, das durch die edle Farbenharmonie der Glasmalerei in die hohe Wölbung fiel, gedämpft jeder Hall von draußen, der wie ein verklingendes Vibrieren, kaum geboren, wieder erstarb. In tiefer Ergriffenheit reichte der Zar seinem Verbündeten die Hand und gelobte ihm unverbrüchliche Treue bis zum Ende des furchtbaren Ringens, das die Schicksale Deutschlands und Bulgariens aneinandergekettet hatte.

Auf der Fahrt nach Wilhelmshöhe berichtete ich dem Kaiser über die militärischen Tagesereignisse. Das Gespräch wandte sich schnell der Lage in Bulgarien zu. Die schweren Besorgnisse, die der Zar zum Ausdruck gebracht hatte, wirkten nach. Sollte die Balkanfront nicht zusammenbrechen, so war schnelle Hilfe geboten. Der Kaiser betonte, daß unter allen Umständen einige Divisionen im Osten zu diesem Zwecke bereitgestellt werden müßten, und beauftragte mich, diese seine Willensmeinung nach Avesnes zu übermitteln. Das ge-

schah noch am selben Abend. Aber zunächst bestand keine Möglichkeit, Truppen verfügbar zu machen. Erst in der zweiten Hälfte des Septembers wurden 6—7 deutsche und österreichische Divisionen nach der bedrohten Balkanfront in Marsch gesetzt. Sie kamen zu spät, um das Verhängnis abzuwenden.

Der Kaiser erzählte mir, mit welch warmer Anerkennung sich der Zar über General Ludendorff ausgesprochen hätte. Trotz dieser Anerkennung habe der Zar aber durchblicken lassen, daß Mittel und Wege gefunden werden müßten, die Kräfte des Generals mehr zu schonen, sie auf die großen Fragen der Kriegsleitung zu konzentrieren. Die Befürchtung, die Gesundheit des Generals könnte unter der Last übermäßiger Beanspruchung zusammenbrechen, war auch beim Kaiser vorhanden und führte dazu, eine neue Arbeitsteilung in der Operationsabteilung anzuregen.

Die Kaiserin.

Für den 2. September hatte ich mich beurlauben lassen, um meine Schwester in der Heimat zur letzten Ruhe zu betten. Spät in der Nacht kehrte ich nach Wilhelmshöhe zurück. Die Generale von Gontard und Frhr. von Marschall erwarteten mich und befanden sich in ziemlicher Unruhe. Es waren im Laufe des Tages ungünstige Nachrichten von der Front eingegangen, die in meiner Abwesenheit dem Kaiser von Hauptmann von Ilsemann vorgetragen worden waren. Der Kaiser sei, so berichtete General von Gontard, durch die Unglücksbotschaft sehr stark beeindruckt worden.

Ich ging an meinen Kartentisch und machte mir an der Hand der vorliegenden Nachrichten ein Bild von der Lage. Ein englischer Tankangriff hatte die vordere Stellung der 17. Armee an der Straße Arras—Cambrai überrannt und dazu genötigt, die Verteidigung bis hinter den Kanal Arleux—Moeuvres zurückzuverlegen. Der weitere Verbleib in der Wotanstellung wurde damit auch für die südwärts anschließende 2. und 18. Armee nicht unbedenklich. Nahm man diese beiden Armeen aber in die Siegfriedstellung zurück, dann ergab sich

auch für die 9. und den rechten Flügel der 7. Armee eine Rückwärtsbewegung in eine geeignete Anschlußlinie.

Die Verlegung der gesamten Front von der Scarpe bis zur Vesle war gewiß ein schwerer Entschluß. Einen großen strategischen Nachteil bedeutete sie wohl nicht. Die Frontverkürzung ersparte Kräfte, der Feind geriet immer mehr in das Zerstörungsgebiet vom Frühjahr 1917, und die Lebensbedingungen für unsere Truppen wurden wesentlich gebessert. Der moralische Erfolg des Gegners brauchte nicht übermäßig hoch angeschlagen zu werden, wenn es gelang, die ganze Bewegung ohne feindlichen Druck und ohne allzu große Materialeinbuße auszuführen.

Ich erhielt noch in der Nacht durch Fernsprecher eine ausführliche Mitteilung über die beabsichtigten Maßnahmen und beschloß, den Kaiser nach dem ersten Frühstück, das er sehr zeitig mit einem der diensttuenden Adjutanten einnehmen wollte, aufzusuchen und ausführlich über die Lage zu berichten.

Als ich in der Frühe des 3. in das Adjutantenzimmer, das an die Wohngemächer des Kaisers grenzte, hinübergehen wollte, meldete der Leibjäger, daß der Kaiser erkrankt sei und das Bett nicht verlassen hätte. Der Leibarzt machte auf meine Frage nach dem Zustande des Kaisers ein bedenkliches Gesicht und forderte absolute Ruhe. Meine Bitte, mir den Zutritt zum Kaiser zu erwirken, wies er ab.

Blieb der Kaiser unter dem Eindruck der Unglücksbotschaft vom Tage vorher, dann konnte sich zu dem körperlichen Leiden leicht ein seelischer Erschöpfungszustand gesellen. Was sollte ich tun, um das zu verhüten? — Nur die Kaiserin konnte helfen. Sie war ja die einzige, die das Seelenleben des Monarchen wirklich kannte, die mit ihrem weiblichen und mütterlichen Instinkten Mittel und Wege finden würde, um die Widerstandskraft ihres Gemahls aufzurichten.

Die Kaiserin hatte ihre Krankheit, ein Herzübel, das später zum chronischen Leiden wurde, noch nicht überwunden. Trotzdem willigte sie in die Bitte des Generals von Gontard, des vertrauten Beraters der Kaiserlichen Familie, mich zu empfangen.

Ich betrat das Wohngemach. Die hohe Frau saß, schwer atmend, in einem Sessel. Das gramdurchfurchte Antlitz, der verzweifelte

Ausdruck der Augen, die krampfhaft verschlungenen Hände zeigten mir, daß hier ein bisher so tapferes unerschütterliches Hoffen am Ende war.

„Sagen Sie mir die Wahrheit! Ist wirklich alles verloren? Ich kann es nicht glauben, daß Gott unser armes Vaterland verlassen hat!“

Ein inneres Schluchzen erstickte die Stimme. Durch den Schleier der Tränen starrten mich zwei große, blaue Augen an.

„Die Lage ist ernst, Euer Majestät, aber keineswegs bedrohlich. Der schwere Schaden von gestern läßt sich wieder gutmachen. Wir können zwar den Sieg im Felde nicht mehr erringen, aber wir brauchen deshalb den Krieg nicht zu verlieren. Das Ergebnis dieses furchtbaren Ringens wird sich erst jahrelang, nachdem die Waffen niedergelegt sind, übersehen lassen. Solange das deutsche Volk willig bleibt, seiner Freiheit und seiner Zukunft jedes Opfer zu bringen, wird uns Gott nicht verlassen.

Ich komme vom frischen Grabe meiner Schwester. Sie hat ihre drei Söhne dahingeben müssen, zwei davon an einem Tage. Das mütterliche Leid hat ihre Lebenskraft zermürbt. Aber nie ist eine Klage über ihre Lippen gekommen. Was ihr mütterliches Leid war, das war gleichzeitig ihr vaterländischer Stolz. Wie sie dachte, so denken Hunderttausende von Frauen und Müttern. — Und wir Männer? Noch gibt es Millionen, die bereit sind, ihr Leben für Kaiser und Reich dahinzugeben. An ihrer Treue wird der Vernichtungswille unserer Feinde zuschanden werden.“

Das Antlitz der Kaiserin verlor die Starrheit, ein tiefes Leuchten trat in ihre Augen. Wortlos reichte sie mir beide Hände, die ich ehrfurchtsvoll küßte.

„Wir müssen den Kopf oben behalten,“ so fuhr ich fort, „vor allem aber müssen wir dafür sorgen, daß der Kaiser gesund bleibt. Wir stehen vor wichtigen militärischen Entscheidungen. Es sind Entschlüsse zu fassen, die keinen Aufschub dulden. Euere Majestät bitte ich inständig, zu helfen, daß der Kaiser seine seelische Depression überwindet und meinen Vortrag entgegennimmt. Jede Stunde bedeutet unersetzlichen Zeitverlust.“

Die Kaiserin richtete sich auf, Kummer und Verzagtheit traten zurück. Aus der mitleidenden Landesmutter wurde die verantwortungsbewußte Fürstin.

„Ich werde Ihnen helfen!"

Einige Stunden später konnte ich an das Lager des Kaisers treten, um meiner Pflicht zu genügen. Der Monarch hatte sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden und wurde verhältnismäßig schnell seiner körperlichen Leiden Herr. Er verbrachte die Abendstunden im Wohngemach der Kaiserin, und ich durfte einige Zeit im ernsten Gespräch beim Kaiserpaare weilen. Welch erhabenes Bild, dieses innige Gemeinschaftsleben, die zarte, frauenhafte Sorge der Gattin, ihr feiner Herzenstakt in Wort und Miene, und auf der anderen Seite beim Kaiser das vertrauensvolle Heraustreten aus seelischer Verschlossenheit und edelste Ritterlichkeit! —

Die Kaiserin lebte in dieser Zeit mit Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand ganz zurückgezogen. Bei sonnigem Wetter pflegte sie in den späten Stunden des Nachmittags hinauszugehen in die blühende Pracht der weiten Parkanlagen, die sie so liebte und an deren Ausgestaltung ihr Schönheitssinn so reichen Anteil hatte. Aber auch hier in dem Zauber einer paradiesischen Natur verließ sie niemals die drückende Sorge um Volk und Vaterland, und wenn die Not quälender Zweifel sie übermächtig bestürmte, dann geschah es wohl, daß sie mich hinausbitten ließ, um mit tastenden Fragen dem Gang der Ereignisse nachzugehen und zu ergründen, ob die Söhne, die an der Front kämpften, in den Brennpunkten der fast ununterbrochenen Abwehrschlacht standen. Die hohe Frau hatte wohl das nicht unberechtigte Gefühl, daß der Kaiser in seiner Besorgnis um ihren Gesundheitszustand zu ihr nur dann über kriegerische Ereignisse sprach, wenn Günstiges zu berichten war. Sie wurde skeptisch gegenüber den ihr übermittelten Nachrichten. Das fühlte wiederum der Kaiser, und so kam es, daß er mich noch spät abends, wenn kritische Lagen sich glücklich gelöst hatten, aus dem Kreise der Umgebung hinauswinkte und zur Kaiserin brachte mit dem Bemerken: „Berichten Sie der Kaiserin selbst. Das wird ihr Beruhigung bringen."

Erinnerungen an vergangene Zeiten führten dazu, daß der Kaiser nachmittags mit Vorliebe solche Stellen in der Umgebung

von Wilhelmshöhe aufsuchte, die früher Zeugen eines schönen, ungetrübten Familienglücks gewesen waren. So besuchten wir eines Tages eine Lichtung des Reinhardwaldes, auf der weiße Heide zu blühen pflegte, die die Kaiserin besonders liebte. Der Kaiser, der immer Wert darauf legte, seiner Gemahlin ein Zeichen liebevollen Gedenkens von seinen Gängen heimzubringen, ging gleich auf die Suche und erzählte dabei, daß die weißen Blüten insofern eine Bedeutung für die kaiserliche Familie hätten, als sein Vater sich bei Überreichung eines Straußes weißer Heide mit der Prinzessin Viktoria verlobt hätte. — Das Suchen war zunächst vergeblich. Schließlich fand ich aber am Rande eines Weges einen vereinzelten Busch, und als ich mich zur Erde bückte, um ihn zu pflücken, entdeckte ich gleichzeitig ein vierblättriges Kleeblatt. Voll Freude eilte ich zum Kaiser und bat ihn, beides der Kaiserin zu überreichen. Noch am selben Abend erhielt ich ein schriftliches Dankeswort.

Das Kleeblatt hat nicht das Glück gebracht, das ich für die Empfängerin erhoffte und erflehte. Es befindet sich heute wieder in meinem Besitz. Als die Frau Herzogin von Braunschweig die Papiere der heimgegangenen Mutter ordnete, fand sie in einem Briefumschlage, der meinen Namen und das Datum des Empfanges trug, das sorgsam gepreßte Pflänzlein. So ehrte die Kaiserin das anspruchslose Zeichen eines treuen Herzens!

Aber wie sie zu nehmen verstand, so verstand sie auch zu geben. Wo sich immer die Gelegenheit bot, bezeigte sie den verantwortlichen Mitarbeitern ihres Gemahls, namentlich dem Feldmarschall von Hindenburg und dem Ersten Generalquartiermeister, ihre Treue und dankbare Anerkennung. Nicht durch prunkende Geschenke, sondern durch persönlich abgestempelte, mit der ganzen Sinnigkeit ihres weiblichen Gemüts erdachte Aufmerksamkeiten.

Die Kaiserin war keine politische Frau. Ihre ganze Größe lag in der namenlos aufopfernden Liebe, mit der sie ihren Gatten, den Kreis ihrer Enkel und nicht zuletzt alle Bedrückten und Notleidenden ihres Volkes umfing. Aber gerade in ihrer Uneigennützigkeit hat sie auch politisch segensreich gewirkt. Sie hat es verstanden, das impulsive Temperament des Kaisers vor Übereilung zu schützen, persönliche Spannungen auszugleichen, Mißstimmungen einzuebnen;

hat es verstanden, den um alle Illusionen seines königlichen Strebens betrogenen Kaiser davor zu bewahren, ein mißtrauischer Mann und ein Menschenverächter zu werden. Vor ihrer reinen Seele konnte der verantwortungsbeschwerte, innerlich zerrissene Monarch rückhaltlos sein bedrücktes Gemüt entlasten.

Wenn diese Frau auch dem Geschehen ihrer Zeit rein zuschauend gegenüberstand, weder Neigung noch die Fähigkeit hatte, sich in politische Probleme zu vertiefen, so hatte sie doch etwas, was vielleicht schwerer wog: den Instinkt für die Gefahren, welche der Monarchie drohten, den Willen, jeder Minderung überkommener Rechte zu trotzen und den großen edlen Stolz einer wahren Hohenzollern-Fürstin. Der Übergang zum Parlamentarismus im Reiche kam ihr überraschend; sie hatte keine Gelegenheit, sich gegen ihn zu stemmen. Bei der Ernennung des Prinzen Max zum Reichskanzler konnte sie nicht ihre warnende Stimme erheben. Aber sie fühlte besser als mancher politisch gebildete Mann, daß er ein schwankender Charakter war, dem jede innere Klarheit fehlte, der sich an verschwommenen Weltbeglückungsideen berauschte und nichts in sich hatte von der schlichten Zielsicherheit des Preußentums. Sie sah voraus, daß dieser schwache Mann nur eine Puppe des radikalisierten Kriegskabinetts sein würde.

Ich habe die Kaiserin ringen gesehen mit den unterirdischen Einflüssen, die den Monarchen mehr und mehr zu isolieren strebten, um ihn mangels jeder Stütze bequemer beseitigen zu können, habe gesehen, wie ihr Stolz sich aufbäumte gegen die Zumutungen, die der fürstliche Reichskanzler seinem Kaiser zu stellen wagte. Aber wie die Entscheidungen auch immer fielen, war etwas Unabänderliches geschehen, dann stand sie ohne nachträglichen Widerspruch, ohne Klage und voller beschwichtigender Herzensgüte an der Seite des Gemahls. Die Gattenliebe ging ihr über alles, über Stolz und Ehre, und schließlich, als das Kaisertum und mit ihm ihr hoher kaiserlicher Beruf zusammenbrach, über Vaterland und Heimat.

Zum letzten Male bin ich der Kaiserin im Frühjahr 1920 bei meinem mehrwöchigen Aufenthalt in Amerongen begegnet. Das unendliche Leid hatte bedrohlich an ihrem Lebensmark gezehrt. Mit äußerster Energie setzte sie sich über ihr körperliches Schonungsbe-

dürfnis hinweg, um dem Kaiser in jeder Stunde die Gefährtin einsamer, bedrückender Stunden sein zu können.

Beim Abschied bat ich die hohe Frau inständig, sich mehr zu schonen. Mit tieftraurigen Augen erwiderte sie mir: „Mir kann keiner die Last abnehmen, die ich zu tragen habe!"

„Gewiß nicht, Euer Majestät! Was sind menschliche Trostworte für eine todwunde Seele? Nur Gott allein kann die Kraft geben zu tragen, was er auferlegt. Aber ein kranker Körper erfordert Schonung, und die sind Euer Majestät sich selbst, dem Kaiser und den Millionen Deutschen, die in unwandelbarer Liebe an Euer Majestät hängen, schuldig!"

Die Kaiserin reichte mir mit ihrem unaussprechlich gewinnenden und doch so schmerzlichen Lächeln die Hand.

„Der Kaiser darf nicht merken, wie krank ich bin!" —

Ein Jahr später erwiesen die Getreuen des deutschen Volkes der sterblichen Hülle der edlen Dulderin die letzte Ehre. Das Tempelchen im Schloßpark zu Potsdam verdient, eine Wallfahrtsstätte zu werden; denn die Kaiserin, die dort ruht, verkörpert alles das, was an einer Frau menschlich groß ist und was die deutsche Frau zur Idealgestalt der Menschheit gemacht hat.

Ballin. Skoropadski. Kaiserrede in Essen.

Am 5. September suchte der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Albert Ballin um eine Audienz nach und wurde empfangen. Im lebhaften Gespräch promenierten der Kaiser und Herr Ballin, zu denen sich noch der Chef des Zivilkabinetts Exzellenz Frhr. von Berg gesellte, etwa anderthalb Stunden vor dem Portal des mittleren Schloßbaues.

Ballin hat über seine Eindrücke Aufzeichnungen gemacht.* Er schreibt: „Ich fand den Kaiser sehr mißorientiert und in gehobener Stimmung, die er gern in Gegenwart eines Dritten zeigt. Man hatte die Dinge so verdreht, daß selbst der schwere Mißerfolg der

* „Albert Ballin." Von Bernhard Huldermann.

Offensive, die zuerst eine große Depression bei ihm hervorgerufen hatte, zu einem Erfolge wurde. Man beabsichtigte jetzt, in die alte Hindenburg-Stellung zurückzugehen, und die Offensive hat also nichts erreicht als den Verlust von einigen hunderttausend wertvollen Menschenleben. Das alles wird dem armen Monarchen, wie gesagt, so serviert, daß er das Katastrophale gar nicht merkt."

Ich führe diese Äußerung an, um zu zeigen, wie laienhaft das Urteil eines sonst so klugen Mannes wie Ballin in militärischen Dingen war. Augenscheinlich hat der Kaiser über die Vorteile gesprochen, die das angeordnete Zurückgehen in die Siegfriedstellung für uns bringen konnte, und hat dabei wohl die Ansicht ausgesprochen, die Angriffskraft der Gegner sei durch unsere Frühjahrsoffensive stark herabgemindert worden. Daß unsere militärische Lage sich bei reiner Abwehr voraussichtlich bei weitem ungünstiger gestaltet haben würde, und daß uns die Offensive weit mehr gebracht hatte als „den Verlust von einigen hunderttausend wertvollen Menschenleben", das konnte Ballin wohl nicht begreifen, ebenso wie viele, die den Erfolg einer Operation lediglich nach dem Gewinn oder Verlust von Geländeobjekten werten.

Wer weiß, wie der Kaiser seit dem 8. August die militärische Lage beurteilte, und wer die Depression des 2. September miterlebt hat, der wird zugeben müssen, daß Ballin den Kaiser entweder völlig mißverstanden hat oder daß der Kaiser Veranlassung hatte, dem bekannten Pessimismus Ballins entgegenzuarbeiten, vor allem, da nicht anzunehmen war, daß Ballin die Eindrücke seines Kaiserbesuches in den Kammern seines Herzens verschließen würde.

Der große Hamburger Reeder, dem es nicht an Selbstgefühl mangelte, hatte störend empfunden, daß Herr von Berg der Unterredung beiwohnte. Daraus geht schon hervor, daß er bei seinem Besuch auf eine starke persönliche Beeinflussung des Kaisers gerechnet hatte. Es mag ihn auch befremdet haben, daß er, anstatt mit dem Kaiserpaar zu frühstücken, mit einem Platz an der Marschalltafel vorlieb nehmen mußte. Jedenfalls hatte ich den Eindruck einer starken Verstimmtheit.

Während der Tafel sprach sich Ballin sehr abfällig über den U-Boot-Krieg aus, den er von vornherein für einen großen Fehler gehalten habe, und kam dann auf unser Verhältnis zu Amerika. Man

müsse möglichst bald mit Wilson in Verbindung treten, der jetzt noch für eine Friedensvermittlung zu haben sei, bei längerem Warten aber mehr und mehr in die Hände der Kriegspartei gerate.

Wie aus den Aufzeichnungen Ballins hervorgeht, hat er in gleicher Weise auf den Kaiser eingewirkt, scheint aber mit seinen Vorstellungen nicht durchgedrungen zu sein, weil von einer angebotenen Vermittlungstätigkeit der Königin der Niederlande Gebrauch gemacht werden sollte und eine Bindung in anderer Richtung diese Aktion unmöglich gemacht hätte. Weshalb so lange gezögert wurde, den Weg, den man gehen wollte, zu betreten, darüber habe ich nie Bestimmtes in Erfahrung bringen können. Wie ich vermute, wollte der Staatssekretär eine Ruhepause in den Operationen und eine Konsolidierung unserer Abwehrfront abwarten, ohne sich klar zu machen, daß die täglich wachsende Kampfbereitschaft der Amerikaner unseren Feinden noch auf Wochen hinaus die Fortsetzung ihrer Zermürbungsoffensive ermöglichte.

Am 6. September empfing der Kaiser den Hetman der Ukraine Skoropadski mit Gefolge. Der Audienz folgte eine feierliche Frühstückstafel. Ich saß zur Rechten eines überlebensgroßen Kosakenrittmeisters turkmanischen Geblüts in der farbenprächtigen Tracht seiner Heimat. Der Versuch, mit ihm zu einer Unterhaltung zu kommen, scheiterte zunächst. Schließlich aber verständigten wir uns ganz gut auf deutsch.

Die äußere Erscheinung des ukrainischen Oberhauptes war wirklich imponierend. Die sehr große schlanke Figur trat in der knappen schwarzen Kosakentracht vorteilhaft in die Erscheinung und wurde gekrönt durch einen klassisch geschnittenen Cäsarenkopf, der edles Blut und eine Herrennatur verriet.

Ich glaube, daß der Hetman aufrichtig eine feste Anlehnung an Deutschland erstrebte. Nach dem Zusammenbruch wurde ihm ein Doppelspiel vorgeworfen. Es erscheint mir selbstverständlich, daß bei diesem Manne Gefühle keine Rolle spielten, sondern daß er lediglich das Ziel verfolgt hat, seinem Vaterlande das Selbstbestimmungsrecht zu sichern und es von der Pest des Bolschewismus zu säubern. Die Zwiespältigkeit unserer Ostpolitik wird ihm die Verfolgung dieses Zieles nicht gerade erleichtert haben.

Nach dem Frühstück wurde die Unterhaltung auf der Schloßterrasse fortgesetzt. Der Kaiser erzählte mir später, daß der Hetman interessante Mitteilungen über den Zusammenbruch des zaristischen Heeres, dem er als kommandierender General angehört hatte, gemacht und dabei geäußert hätte, manche Erscheinungen bei den österreichischen Truppen, die ihm kürzlich zu Gesicht gekommen seien, sähen denjenigen verzweifelt ähnlich, die sich im russischen Heere als Symptome einer revolutionären Bewegung erwiesen hätten. Diese Bemerkung gab dem Kaiser viel zu denken.

Die Ereignisse an der Front und die Gestaltung unserer gesamten politischen Lage machten es wünschenswert, den Aufenthalt in Wilhelmshöhe zu beenden. Nach vorheriger Verständigung mit Avesnes bat ich den Kaiser im Auftrage des Feldmarschalls, zum Zwecke wichtiger militärischer Beratungen nach Spa zurückzukehren. Der Kaiser gab sofort seine Zustimmung.

Die Rückreise wurde verbunden mit einem Besuch in Essen. Dem Kaiser sollte Gelegenheit gegeben werden, mit der Arbeiterschaft in Fühlung zu treten und durch einen persönlichen Appell, für den ja Essen als Zentrum der Rüstungsindustrie das beste Podium bildete, der bedrohlichen Gärung innerhalb des werktätigen Volkes entgegenzuwirken. Bereits Ende August hatte der Kaiser die Werke der Firma Henschel in Kassel durchwandert und mit der Arbeiterschaft gesprochen. Zu einer weitreichenden Kundgebung war es aber bei dieser Gelegenheit nicht gekommen.

Bei seiner Ankunft am 9. September nachmittags wurde der Kaiser von dem Ehepaar von Krupp-Bohlen begrüßt und nach Haus Hügel geleitet. Dann folgte eine stundenlange Wanderung durch die Arbeitsstätten. Der Kaiser sprach einzeln mit einer großen Anzahl von Arbeitern, ohne aber, wie mir schien, eine wirkliche Resonanz zu finden.

Den Abend verbrachte der Kaiser im Kreise der leitenden Werkbeamten und zeigte trotz der starken Strapazen des Tages eine bewundernswerte Frische. In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Gang durch die weiten Hallen der gigantischen Werkanlagen fortgesetzt. Man erhielt einen lebendigen Eindruck von der ungeheuren Tatkraft, die hier aufgewandt

worden war, um in kürzester Frist den Anforderungen nachzukommen, den der Materialkrieg an die Rüstungsindustrie stellte, von dem deutschen Erfindungsgeist, der in den Riesengeschützen Waffen von märchenhafter Leistungsfähigkeit schuf, dem Organisationstalent, das dem ganzen Riesenbetrieb mit seinem Arbeitsheere die Präzision eines Uhrwerks verlieh.

In einem packenden Vortrag gab Herr von Krupp-Bohlen an der Hand graphischer Bildtafeln einen Überblick über die Entwicklung des Werkes während des Krieges und konnte klarmachen, wie nur die völlige Freiheit der Werkleitung von den Hemmnissen eines langsamen bureaukratischen Instanzenzuges es ermöglicht hätte, die Produktion rechtzeitig und vorausschauend den Bedürfnissen anzupassen. Wer diesen Ausführungen verständnisvoll folgte, dem wurde so recht klar, welche Utopie die Sozialisierungsgedanken, die schon damals die Geister verwirrten, bedeuten.

Zum Abschluß des Besuches waren 1500 Beamte und Arbeiter in der weiten Friedrichshalle versammelt worden. Hier wollte der Kaiser sprechen, wollte sprechen nicht allein zu den Angehörigen der Kruppwerke, sondern zu allen denen, die in der Heimat, von Hunger und Entbehrung mehr und mehr zermürbt, in täglicher schwerer Arbeit dafür sorgen mußten, daß Heer und Heimat materiell kampf- und widerstandsfähig blieben. Worte heißen Dankes sollten es werden, Worte fester Zuversicht, aber auch Worte ernster Mahnung, in der letzten Entscheidungsstunde treu zusammenzustehen, allen Hader zu begraben und dem Vaterlande die letzten schweren Opfer zu bringen, deren es bedurfte, um sein nationales Dasein zu behaupten.

Es konnte ein großer Wurf werden, vielleicht noch einmal die Grundlage schaffen zu dem einheitlichen Wollen, das vor vier Jahren das deutsche Volk wie Granit zusammengefügt hatte. 1500 Männer würden die Worte hören, auf Millionen sollten sie wirken. Da hieß es wägen, da reichten impulsive Ergriffenheit und Begeisterung des Sprechers nicht aus, um suggestiv den erstrebten Widerhall auszulösen.

Als der Kaiser den weiten Saal, in dem sich Kopf an Kopf reihte, betrat, herrschte Totenstille. Die stickige Luft des überfüllten Raumes schien alles Leben aufzusaugen. Mit festem Schritt ging der Monarch,

nachdem er aus der Hand des Chefs des Zivilkabinetts ein Schriftstück entgegengenommen hatte, das vereinbarte Stichworte enthielt, zum Rednerpult. Nur das wie aus Marmor gemeißelte magere Antlitz verriet dem Kundigen die tiefe innere Erregung, die ihn ergriffen hatte.

Mir klopfte das Herz, als der Kaiser begann. Aber die schlichten, warmen Worte des Dankes und Mitgefühls, die er in freier Rede fand, stärkten schnell meine Zuversicht.

Aus der kurzen Ansprache, die ich erwartet hatte, wurde eine Rede von mehr als halbstündiger Dauer. Die Nerven des Kaisers vibrierten, alle Schleusen seines übervollen Gefühlslebens öffneten sich, ein Wort entzündete sich an dem andern, und hemmungslos fügten sich Gedanken und Empfindungen zu fester Form in wunderbarer Flüssigkeit der Sprache.

Ich blickte auf die Zuhörer. Der innere Kontakt, den der Beginn der Ansprache hergestellt hatte, ging mehr und mehr verloren. Die Mienen erstarrten, und je mehr der Kaiser sich steigerte, um so offenkundiger wurde die Ablehnung. Mancher so wundervolle Gedanke, den der Kaiser aussprach, wurde in seiner Wirkung verzehrt durch offenkundige Fehlgriffe in der Ausdrucksweise, die inneren Widerspruch erzeugten. Erst am Schluß gelang es dem Kaiser wieder, zu packen. Es ging wie Ergriffenheit durch die Reihen, als er sich von den Versammelten das Gelöbnis geben ließ, treu durchzuhalten, und sagte, er werde jetzt diesen Treuschwur dem Feldmarschall bringen.

Immerhin hatten wir alle das Gefühl, daß der Wurf mißlungen war. Herr von Berg machte dem Kaiser gegenüber aus seinem Zweifel kein Hehl und ging sofort daran, die notwendigsten redaktionellen Änderungen für die Veröffentlichung der Rede in der Presse vorzunehmen. Das wäre leicht gewesen bei einer kurzen, vorbereiteten Kundgebung, stieß aber bei den langen improvisierten Ausführungen des Kaisers, die mehr auf die Augenblickswirkung des gesprochenen Wortes als auf eine nüchterne literarische Kritik eingerichtet waren, auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten.

Die Führer der christlichen Gewerkschaften haben aus der Rede das warme Herz, das der Kaiser stets der Arbeiterschaft entgegen-

trug, herausgefühlt und aus der Kundgebung herausgeholt, was herauszuholen war. Die Wirkung auf die große, verhetzte Masse blieb aus. Jedenfalls wurde die wachsende, von außen und von innen geschürte Entfremdung zwischen Kaiser und Volk nicht behoben.

Österreichisch-ungarische Friedensnote. Abfall Bulgariens.

Bei unserer Rückkehr nach Spa fanden wir die gesamte Oberste Heeresleitung dort wieder vereinigt. In dem inneren Betriebe der Operationsabteilung war eine Änderung eingetreten, mit der notwendigen Entlastung des Ersten Generalquartiermeisters Oberst Heye betraut worden, ein Mann, der sich im Kriege als Korps- und Armeechef außerordentlich bewährt hatte, den militärische und menschliche Eigenschaften in gleicher Weise auszeichneten. Ihm fiel die Aufgabe zu, die verschiedenen Ressorts zusammenzufassen und dem Ersten Generalquartiermeister alles fernzuhalten, was nicht unbedingt dessen Entscheidung bedurfte.

Da der Feldmarschall und General Ludendorff dem Kaiser täglich persönlich vortrugen, so wurde meine Tätigkeit überflüssig. Ich bat, mich anderweitig zu verwenden. Die sich überstürzenden Ereignisse haben es nicht dazu kommen lassen, die mir gegebene Zusage zur Ausführung zu bringen.

Die Lage an der Front hatte sich wieder gefestigt. Die Räumung des Lysbogens, das Ausweichen hinter dem Kanal Arleux-Moeuvres und die Rückzugsbewegung in die Siegfried- und Vesle-Stellung waren im allgemeinen glatt verlaufen, ein Aufgeben der Mihiel-Ecke vorgesehen.

Unter diesen Umständen mußte der Friedensschritt durch Vermittelung der Königin der Niederlande, wenn überhaupt, jetzt verwirklicht werden. In verhängnisvoller Weise durchkreuzte in diesem Augenblick die österreichische Politik das deutsche Vorhaben und zerschlug jede Zukunftshoffnung. Sie trat mit der Absicht hervor, von sich aus einen Friedensappell an alle kriegführenden Mächte zu richten. Des Kaisers Bitte, einen solchen Schritt nicht ohne

nochmalige eingehende Besprechungen und Vereinbarungen zu unternehmen, wurde abgelehnt, das Ersuchen um Zustimmung so kurzfristig und kategorisch gestellt, daß klar wurde, Kaiser Karl und Graf Burian wollten Sonderwege gehen. Es kam ihnen augenscheinlich nicht allein darauf an, daß der Kriegszustand zu Ende ging, sondern daß die Mittelmächte aus der Hand des Hauses Habsburg die Segnungen des Friedens erhielten. Vielleicht hoffte man sogar auf eine Wiederbelebung der Sympathien für das katholische Kaiserhaus in Deutschland selbst, wo die Hetze gegen die Hohenzollern-Dynastie mehr und mehr an Boden gewann. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Bestreben namhafter deutscher Politiker sich in gleicher Linie bewegte.

Ich fand den Kaiser am 12. September abends in starker Erregung über die österreichische Zumutung. Die vom Grafen Burian inszenierte Aktion mußte ja bei unseren Feinden und übrigen Verbündeten verheerend wirken! Denn wie eine solche Proklamation auch immer gefaßt sein mochte, sie offenbarte aller Welt den tiefen Riß, der innerhalb der Mittelmächte klaffte, zeigte der Entente die Möglichkeit, Deutschland durch Sonderverhandlungen von seinen Bundesgenossen zu trennen und eröffnete neue Aussichten für die Durchführung einer Knock-out-Politik.

Die Friedensnote des Grafen Burian ging am 14. hinaus. Sie hatte den vorauszusehenden katastrophalen Mißerfolg. Das feindliche Ausland antwortete mit verletzendem Hohn, in Berlin legten sich die Parteiführer die Frage vor, ob die erste parlamentarisch gebildete Reichsleitung noch das Vertrauen des Volkes verdiene.

Die Krisen, die sich sowohl auf militärischem wie auf politischem Gebiete häuften, fesselten den Kaiser derartig, daß die seit langem in Aussicht genommenen Frontbesuche verschoben werden mußten. Erst am 18. abends wurde die Fahrt zur Heeresgruppe Herzog Albrecht angetreten. Sie führte uns zu zahlreichen Truppenteilen in der Gegend von Kolmar. Anschließend daran begab sich der Kaiser zur Armeeabteilung C, die sich nach den unglücklichen Kämpfen des 12. in der Michel-Stellung eingerichtet hatte. Wir weilten in Briey und Gravelotte, besuchten die Stellungen südlich von Metz,

wo Prinz Oskar von Preußen als Führer einer Landwehrbrigade einen stark bedrohten Frontabschnitt innehatte, und gelangten zu später Nachmittagsstunde nach Urville. Dieser kaiserliche Besitz, ein bescheidenes Landhaus mit Park, landschaftlich wundervoll gelegen, bot Gelegenheit zu kurzer Rast und erweckte so manche Erinnerung an die Zeit fruchtbarer Friedenstätigkeit.

Die Tage an der Front erfrischten den Kaiser ungemein. Die persönliche Unterhaltung mit zahlreichen Offizieren und Mannschaften erprobter Kampftruppen stärkten in ihm das Bewußtsein, daß er sich in den kommenden schweren Tagen auf die hingebende Treue des Heeres unbedingt verlassen könne. Auch die Berichte des Generaloberſten v. Plessen, der, vom Kaiser entsandt, verschiedene Kampfabschnitte der Westfront aufgesucht hatte, lauteten durchaus zuversichtlich.

Daß ein dunkles Schicksal die Widerstandskraft des deutschen Volkes auf eine letzte unerhört harte Probe stellen würde, trat von Tag zu Tag deutlicher in die Erscheinung. Bei der Rückkehr nach Spa erreichte uns die Nachricht von der Niederlage des türkischen Heeres in Palästina. Man mußte sich hier auf eine Katastrophe gefaßt machen, zumal auch die in Mesopotamien kämpfenden Truppen versagten. Schließlich wäre der Ausfall der Türkei noch erträglich gewesen. Die Hauptsache blieb, daß die kontinentalen Fronten als einheitliches organisches Ganzes feststanden. Aber auch hier drohte Unheil. Am 15. war es den Alliierten gelungen, in die bulgarischen Stellungen zwischen der Cerna und dem Vardar einzubrechen. Jeder Versuch, die weichenden Divisionen mit herangeführten Reserven in einer zweiten Stellung aufzunehmen, scheiterte. Zwischen Cerna und Vardar entstand ein weites Loch, das zu schließen die deutschen Truppen nicht ausreichten. Aus dem feindlichen Einbruch wurde ein regulärer Durchbruch. Ob es dem deutschen Oberkommando bei der wachsenden Zersetzung der bulgarischen Armee, die einschließlich der Mehrzahl ihrer Führer nicht mehr kämpfen zu wollen schien, gelingen würde, neuen planmäßigen rückwärtigen Widerstand zu organisieren, blieb zweifelhaft.

In sehr gedrückter Stimmung trat der Kaiser am 24. abends die vom Admiral Scheer als dringend erwünscht bezeichnete Reise nach

Kiel an. Mit eiserner Energie war dieser neue Chef des Admiralstabes daran gegangen, den U-Boot-Krieg weiter zu entwickeln und der immer mehr eingeengten Aktivität der Marine, die durch die aufgezwungene Tatenlosigkeit in ihrem inneren Geiste so schwer geschädigt wurde, mit neuen Impulsen zu erfüllen. Der Besuch sollte nicht allein das traditionelle innige Verhältnis zwischen Kaiser und Flotte neu befestigen, sondern auch die Bedeutung hervorheben, die der Marine im Rahmen der gesamten Kriegführung gerade in diesem kritischen Zeitpunkte beigemessen wurde.

Der erste Tag unseres Aufenthaltes galt den Werftanlagen von Kiel. Wir waren vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag unterwegs, wanderten von Werkstatt zu Werkstatt. Unter den Arbeitern sah man viele mürrische Gesichter, zum Teil deutlich zur Schau getragene Abweisung. Einen vorzüglichen Eindruck dagegen machten die Marineteile, die um die Mittagszeit auf dem Exerzierplatz in Parade vorgeführt wurden, ein prachtvolles, äußerlich unberührtes Menschenmaterial.

Für den 26. war eine Besichtigung der Torpedo- und Minenanlagen in Eckernförde und eine Gefechtsübung der U-Boot-Schule in der Kieler Bucht vorgesehen.

Der Kaiser fuhr mit dem Prinzen Heinrich zu früher Morgenstunde bei strömendem Regen im Auto nach Eckernförde hinaus und hatte mich zur Begleitung befohlen.

In langsamer Fahrt ging es durch die Straßen Kiels. Tausende und aber Tausende von Männern, Frauen und Kindern begrüßten hier den Monarchen mit endlosem Jubel, und es standen in den dichten Reihen nicht allein Kinder der wohlhabenden Klassen, sondern wohl in der Hauptsache Arbeiterjugend. Wer hätte gedacht, daß hier eine unselige Revolution ihren Ausgangspunkt haben würde?

Anschließend an ein Torpedo-Versuchsschießen und die Vorführung von Modellen des Minengeräts schiffte der Kaiser sich ein. Nach etwa einstündiger Seefahrt sichteten wir einen Geleitzug, Schiffe verschiedener Größe mit phantastischer kubischer Bemalung, die, auf allen Seiten von Torpedobooten gesichert, das Angriffsziel der Tauchboote bildeten.

Mit spannendem Interesse verfolgte der Kaiser von der Brücke aus alle Vorgänge. Keine Einzelheit, keine Bewegung, kein Signal entging seinem scharfen Blick.

In den ersten Nachmittagsstunden erreichte mich ein Funkspruch, der mir vom Hofzuge die Nachricht übermittelte, daß ich von Spa zur Entgegennahme wichtiger Meldungen an den Fernschreiber gebeten werde. Ich ließ zurückfunken, daß ich mich auf See befände und bäte, mir, wenn möglich, funkentelegraphisch Kenntnis vom Inhalte der Meldungen zu geben, erhielt aber die Antwort, daß meine persönliche Anwesenheit am Fernschreiber unerläßlich wäre.

Es mußte sich also sehr Ernstes ereignet haben, und ich saß in den nächsten Stunden wie auf Kohlen. Die Übung, die mit einer Paradefahrt der beteiligten U-Boote schloß, war beendet, aber wir befanden uns weit draußen. Es mußte lange Zeit vergehen, ehe wir in Kiel anlegen würden. Eine Ansprache des Kaisers an das versammelte Personal der U-Boot-Schule stand außerdem noch auf dem Programm.

In der Tat wurde es Abend, ehe wir vom Anlegeplatz aus beim Hofzuge vorfuhren. Ich eilte sofort zum Fernschreiber und empfing hier die Nachricht, daß die bulgarischen Bundesgenossen uns treulos verlassen, daß sie, ohne sich um das Schicksal der deutschen Hilfstruppen zu kümmern, beim Feinde einen Waffenstillstand und die Einleitung von Friedensverhandlungen erbeten hatten. Die Form, in der das geschehen war, bedeutete bedingungslose Kapitulation.

Wie würde der Kaiser diese Hiobpost aufnehmen? Ich ging in den Speisewagen, wo der Kaiser, noch ganz erfüllt von den erhebenden Eindrücken des Tages, in angeregter Unterhaltung an der Abendtafel saß. Er stutzte bei meinem verspäteten Eintreten und leistete meiner Bitte, mir Gelegenheit zur Berichterstattung zu geben, sofort Folge.

An dem kleinen Schreibtisch in seinem Wohnabteil, der Zeuge so vieler schwerer Enttäuschungen gewesen ist, mußte ich dann unbarmherzig das furchtbare Wort von offenkundigem Verrat sprechen.

Der Kaiser fuhr auf. Hatte der Zar ihm nicht noch vor wenigen Wochen an heiliger Stätte den Treuschwur geleistet? War dieser Mann treulos geworden? —

Ich gab die Möglichkeit zu, betonte aber, daß wahrscheinlich die Saat aufgegangen sei, die der Ministerpräsident Malinow gesät hatte. Es war ja genugsam bekannt, wie er zur Entente stand und welch skrupellose Agitation er in das Heer hineingetragen hatte.

Der politische Schade, der einer glücklichen Beendigung des Krieges durch den Abfall Bulgariens erwuchs, war nicht auszugleichen. Um so mehr kam es darauf an, die militärischen Folgen, die sich ergaben, abzuwenden.

Ungarn war durch die leicht zu verteidigende Donaubarriere geschützt. Aber würde Rumänien ruhig bleiben? Die Sprache, die die Regierung in Jassy führte, ließ Schlimmes befürchten. Die Gelegenheit, in Rumänien durch energische militärische Maßnahmen rechtzeitig Klarheit zu schaffen, war infolge des Widerspruchs Kaiser Karls ungenutzt geblieben.

Würden jetzt genügend Truppen verfügbar gemacht werden können, um das Versäumte nachzuholen? Wie würde schließlich die Hiobspost auf die gärende Heimat und auf die kriegsunlustige Donaumonarchie wirken, gerade jetzt, wo neue gewaltige Kämpfe im Westen entbrannt waren und ein Feindangriff in Italien erwartet wurde? Der Kaiser gab seinen Willen kund, möglichst schnell nach Spa zurückzukehren, um mit den verantwortlichen militärischen und politischen Stellen über die Entwirrung der Lage Rat zu pflegen.

Nach einigen Tagen wurde bekannt, daß Zar Ferdinand abgedankt und sein Land verlassen habe. Er richtete bei seinem Eintreffen in Deutschland ein Telegramm an den Kaiser, durch das er in würdigen Worten alle militärischen Ehren, die ihn mit der preußischen Armee verbanden, in die Hände des königlichen Oberbefehlshabers zurücklegte, mit der Begründung, daß der schmachvolle Verrat Bulgariens ihn unwert mache, weiterhin das Ehrenkleid Preußens zu tragen.

Der Zar hatte die gelobte Treue gehalten. Sein kaiserlicher Bundesgenosse versicherte ihn in einer warmen Antwort seines unerschütterten Vertrauens und bat ihn, die militärischen Würden beizubehalten.

Waffenstillstandsforderung. „Revolution von oben."

Am 26. September hatte in der Champagne und beiderseits der Argonnen eine große Schlacht begonnen, die für uns einen durchaus befriedigenden Verlauf zu nehmen versprach. Nur zwischen Argonnen und Maas konnten die mit ungeheurer numerischer Überlegenheit angreifenden Amerikaner einbrechen und unter schwersten Verlusten wenig belangreiche Geländegewinne erzielen. Bedenklicher schienen die Erfolge, die einem englischen Gewaltstoß am 27. in Richtung auf Cambrai beschieden waren. Aber auch hier gelang es am nächsten Tage, die Lage im allgemeinen zu festigen. Ein von Kerntruppen — 16 englischen und kanadischen Divisionen — geführter Angriff zwischen den von Arras und Péronne auf Cambrai führenden Straßen wurde geschickt abgefangen. Allerdings beanspruchte seine Abwehr die letzten verfügbaren Heeresreserven, und die Oberste Heeresleitung stand beinahe mit leeren Händen da, als am 29. ein belgisch-englischer Sturm gegen unsere Stellungen in Flandern einsetzte. Dazu kamen die Sorgen, die der Abfall Bulgariens erzeugt hatte.

Die glänzenden Leistungen unserer Truppen, die Erkenntnis, daß die Angriffsroutine des für den schließlichen Ausgang des Krieges so wichtigen amerikanischen Gegners nicht auf der Höhe war, ließen hoffen, daß es gelingen würde, den geplanten feindlichen doppelten Durchbruch, der einerseits in Richtung Gent und Maubeuge, andererseits in Richtung Charleville—Sedan zielte, in beweglicher Verteidigung zu verhindern.

Von dieser Hoffnung war der Kaiser beseelt, als er am denkwürdigen Sonntag des 29. September zu früher Morgenstunde hinter Herbesthal das Auto bestieg, um zu den vorgesehenen Beratungen nach Spa zu eilen.

Der Kaiser hatte mich an seine Seite befohlen, und während der Fahrt durch die sonnenverklärte farbenreiche Herbstlandschaft sprachen wir noch einmal eingehend über die militärische Lage. Nach Ankunft

im Kaiserlichen Quartier wurde kurz gefrühstückt. Dann war ich entlassen.

Im Begriff, mich in der Operationsabteilung zu orientieren, traf ich gegen 9 Uhr früh auf der Treppe im Hotel Britannique General von Bartenwerffer.

„Der Würfel ist gefallen, wir werden unseren Feinden Waffenstillstand und Frieden anbieten."

„Waffenstillstand?" Ich glaubte mich verhört zu haben.

„Ja, Waffenstillstand! Unser Lage verträgt kein längeres Hinhalten. Der Feldmarschall und General Ludendorff sind unabhängig voneinander zur Überzeugung gekommen, daß keine Stunde mehr verloren werden darf." — Der General eilte hinweg; er war zum Ersten Generalquartiermeister beschieden.

Hauptmann Wever, der in der Operationsabteilung die eingehenden Nachrichten sammelte und sichtete, gab mir in seiner knappen, klaren Art ein Bild von der augenblicklichen kriegerischen Bedrängnis, die den Wunsch nach einer Atempause allerdings begreiflich machte. Würde die Westfront standhalten? Wie würden sich die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel auswirken? Durfte die Heeresleitung die Verantwortung für eine Fortführung des Kampfes übernehmen, durfte sie das Risiko einer schweren militärischen Niederlage auf sich nehmen, wo es sich doch darum handelte, stark an den Verhandlungstisch zu kommen? Nur der führende Staatsmann konnte diese Frage entscheiden.

Aber das, was ich im Laufe des Tages von den Verhandlungen erfuhr, deutete auf heillose Verwirrung. Die militärische Krise hatte auch eine akute politische erzeugt. Beide sollten gleichzeitig gelöst werden.

Als ich zur Abendtafel ins Kaiserliche Quartier kam, fand ich stille Resignation, die aber von einer unverkennbaren Mißstimmung gegen General Ludendorff begleitet war. Herr von Lersner erzählte mir, die Heeresleitung habe den Waffenstillstand in einer Form gefordert, die einer Kapitulation ähnlich wäre. Dem Kaiser sei bei Darlegung der militärischen Lage gesagt worden, es handele sich um Stunden. So scheint jedenfalls vom Kaiser und seinen politischen Beratern eine Äußerung verstanden worden zu sein, die, wie mir später auf

meine Rückfrage von militärischer Seite versichert wurde, dahin gelautet hat, daß jede Stunde, die durch eine Beschleunigung der Waffenstillstandsverhandlungen gewonnen werden könne, für die militärische Lage von großem Werte wäre.

General Ludendorff ist bei der Beratung wohl von dem nicht unberechtigten Gefühl ausgegangen, daß ein starker Druck erforderlich sei, um die Reichsleitung aus ihrer Passivität herauszubringen, ohne dabei in Rechnung zu stellen, welche Mißverständnisse in Augenblicken solcher Spannungen eine Übertreibung auszulösen vermag.

Was sollte der Kaiser tun gegenüber politischen Beratern, die zu Maßnahmen rieten, deren Ausführung sie nicht mehr selbst in die Hand nehmen konnten? Den ruhenden Pol in der Ereignisse Flucht hatten noch immer die beiden eisernen Männer, in deren Hand die militärische Leitung des Krieges lag, gebildet, und gerade bei diesen war in diesem Augenblick aus der positiven eine negative Willensenergie geworden.

Konnte ein parlamentarischer Reichskanzler — ein solcher war Graf Hertling — dem das Parlament die weitere Gefolgschaft versagt hatte, ein Außenminister, der froh war, daß ihm die parlamentarische Krise Gelegenheit gab, durch einen freiwilligen Rücktritt der Bürde ledig zu werden, die zu tragen er sich wohl selbst nicht für fähig hielt, ein Reichsschatzsekretär, der sich zum Wortführer parlamentarischer Herrschaftsgelüste machte, konnten solche Männer einen Kaiser beraten, der vor dem schwersten Schritt seines Monarchendaseins stand, ihm Ratschläge erteilen, deren Auswirkung sie selber nicht zu verantworten brauchten?

Für die Entwirrung des Knotens gab es doch nur ein „Entweder — oder". Wurde die Dringlichkeit der Forderung, die die Heeresleitung stellte, anerkannt, dann mußte der Feldmarschall selbst an die Seite des Kaisers treten, und als verantwortlicher Staatsmann über den Kopf des Parlaments hinweg eine Regierung der nationalen Verteidigung bilden. Entschloß man sich aber, die „Revolution von oben" durchzuführen, um das Gespenst einer „Revolution von unten" zu bannen, dann waren die Forderungen der Heeresleitung solange zurückzustellen, bis diese Revolution vollzogen war.

Die schicksalhafte Inkongruenz zwischen Erkennen und Wollen,

Wissen und Können, zwischen den Persönlichkeiten und ihren Wirkungssphären trat an diesem Unglückstage wiederum mit ungeheurer Tragik in die Erscheinung.

Ich habe damals nicht begriffen und begreife heute noch nicht, weshalb die Verhandlungen über einen Waffenstillstand nicht unmittelbar von Heeresleitung zu Heeresleitung gepflogen worden sind. Nur so war doch der Vorteil zu erreichen, den man erstrebte, nämlich die Beseitigung einer augenblicklichen militärischen Krise, die zu einer Katastrophe führen konnte, aber nicht zu führen brauchte, wie der Verlauf der weiteren Kämpfe gezeigt hat. Oder glaubte man, durch Verquickung der Waffenstillstandsforderung mit einer Friedensvermittelung den Zustand der Schwäche, der mit dem Ersuchen um einen Waffenstillstand nun einmal unlöslich verbunden ist, zu verschleiern? Griff man zu dieser Verquickung, dann war vorauszusehen, daß die Waffenstillstandsbedingungen einem Präliminarfrieden gleich kamen, der umfangreiche und zeitraubende Verhandlungen im Kreise der Alliierten erforderlich machte, den beabsichtigten Erfolg also in Frage stellte.

Gewiß ist es staatsmännisch richtig, die Innenpolitik ganz auf die Forderungen der Außenpolitik einzustellen. Bot eine Parlamentarisierung die einzige Möglichkeit, den einheitlichen nationalen Willen zu erzeugen, dessen man jetzt in der Stunde äußerster Gefahr mehr denn je benötigte, dann durfte die Krone nicht zögern, diesen Weg zu gehen. Die Erfahrungen des letzten Jahres hätten aber stutzig machen sollen. Die Regierung des Grafen Hertling war nach parlamentarischer Methode gebildet worden. Sie hatte weder vermocht, das Reich innerlich zu festigen, noch hatte sie irgendwelchen außenpolitischen Erfolg erzielt. Es kam jetzt nicht darauf an, eine Regierung zusammenzubringen, die dem innerpolitischen Kompromißbedürfnis genügte, sondern Männer zu finden, die fähig und willens waren, aus unserer gefährdeten militärischen Lage alle Konsequenzen zu ziehen. Man legte aber die neu zu bildende Regierung am 29. im voraus auf eine Maßnahme fest, für die sie bei völliger Freiheit des Handelns unter Abwägung aller Verhältnisse kaum die Verantwortung übernehmen konnte, nämlich darauf, mit aller Beschleunigung an den Präsidenten Wilson mit dem Ersuchen um Herbeiführung eines

Waffenstillstandes und eines Friedens heranzutreten, und versäumte, als notwendiges Korrelat dazu sich den Willen zur äußersten Kraftentwicklung garantieren zu lassen. Das mußte zu neuen Mißverständnissen und Gegensätzen zwischen Kriegführung und Politik führen. Diese aber geriet nun vollends in die Hände der „Mehrheitsparteien", denen für die Beurteilung der großen Lebensfragen unseres Volkes jedes Verständnis mangelte und die nur zu oft bewiesen hatten, daß dem deutschen Volke die wesentlichste Grundlage für die Fruchtbarkeit parlamentarischer Formen, der Gemeinsinn, fehlte. Weltfremde Parteidoktrin und rücksichtsloser Parteiegoismus hatten „den sicheren Takt des instinktiven Lebens" vernichtet. Jede einzelne Partei rief ihr Weh darüber, daß „die Welt aus den Fugen" sei, jede meinte sich berufen, sie einzurenken, und „darüber versäumten sie alle zu tun, was ihr Teil und ihre nächste Aufgabe war".

Der Kaiser hatte sich durch die beiden Staatssekretäre von der Notwendigkeit der „Revolution von oben" überzeugen lassen. „Ich wünsche," so lautete der Erlaß an den scheidenden Reichskanzler Graf Hertling, „daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite. Es ist daher mein Wille, daß Männer, die von dem Vertrauen des Volkes getragen sind, in weiterem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung."

Aus zahlreichen Gesprächen habe ich den Eindruck gewonnen, daß der Monarch den Übergang zum Parlamentarismus für eine naturgegebene Entwicklung hielt, die früher oder später kommen mußte. Allerdings hat er dabei wohl an Formen gedacht, die der Krone weitgehendste Initiative bei Bildung der Regierung beließen. Daß er aufrichtig bestrebt war, sich dem neuen Zustande anzupassen, brachte er in warmen Worten zum Ausdruck, als er sich am 21. Oktober die neuernannten Staatssekretäre — darunter Herrn Scheidemann und Herrn Erzberger — im Schloß Bellevue vorstellen ließ. Die Staatssekretäre sprachen den Wunsch aus, diese kaiserlichen Worte möchten veröffentlicht werden. Trotz mehrfachem Erinnern hat sich Prinz Max dem Ersuchen des Kaisers versagt. Auch ein Erlaß vom 28. Oktober, durch den der Kaiser die Reformgesetze vollzog und den er mit den Worten schloß:

„Ich trete diesen Beschlüssen der Volksvertretung mit Meinen hohen Verbündeten bei in dem festen Willen, was an Mir liegt, an ihrer vollen Auswirkung mitzuarbeiten, überzeugt, daß Ich damit dem Wohl des deutschen Volkes diene. Das Kaiseramt ist Dienst am Volke" — auch dieser Erlaß wurde erst am 2. November der Presse übergeben, nachdem die Abreise des Kaisers von Potsdam nach Spa den antimonarchischen Elementen willkommene Gelegenheit gegeben hatte, seine Loyalität in Zweifel zu ziehen*. Augenscheinlich hatte der prinzliche Reichskanzler ein politisches Interesse daran, den deutschen Kaiser im Bewußtsein des deutschen Volkes ebenso verschwinden zu lassen, wie er seine Existenz in der Antwortnote an Wilson am 12. Oktober unterschlug.

Am Abend des 29. begab sich Staatssekretär Graf Rödern nach Berlin zurück, um mit den Parteien über die Bildung eines Koalitionskabinetts auf breiter Grundlage zu verhandeln. Auf seinen Wunsch begleitete ihn Major Freiherr von dem Bussche, um als Vertreter der Obersten Heeresleitung im Reichstage Aufschlüsse über die militärische Lage zu geben. Dieser Offizier hatte persönliche Weisungen vom Ersten Generalquartiermeister empfangen, sollte die Krise in ihrem ganzen Ernste schildern und dafür sorgen, daß der Dringlichkeit der Waffenstillstandforderung Rechnung getragen würde. Auch der Chef des Zivilkabinetts schloß sich an, um auf Grund der Verhandlungen mit den Parteien dem Kaiser Vorschläge für die Neubildung der Regierung zu machen.

Prinz Max als Reichskanzler.

Mir waren die Reden bekannt, die Prinz Max von Baden als Präsident der Badischen Ersten Kammer gehalten hatte, Reden, die von hohem, wenn auch weltfremdem Idealismus zeugten und den liberal-demokratischen Zeitströmungen weit entgegenkamen. In einer

* Die „Germania" schrieb am 1. November: „Freilich, eins ist notwendig: Der gegenwärtige Träger der Kaiserkrone muß sich bewußt und vorbehaltlos zu der neuen inneren Staatsgestaltung Deutschlands bekennen. Nun lassen aber Zeitungsnachrichten erkennen, daß das bereits in überzeugender, eindringlicher, feierlicher Form geschehen ist. Trifft das zu, so ist es ein Gebot der Staatsklugheit, mit der Veröffentlichung der Kaiserlichen Kundgebung nicht eine Stunde zu zögern."

Unterhaltung mit Oberst von Haeften, die mehrere Wochen zurücklag, wurde der Name des Prinzen mit warmer Würdigung genannt. Der Oberst vertrat die Ansicht, man solle zunächst einmal die Schlacht im Westen zu Ende kämpfen. Sei das geschehen, dann müsse das deutsche Volk zum letzten Widerstand aufgerufen werden. Unter dem Eindruck gelungener Abwehr und einer starken Welle neu entfachter nationaler Begeisterung würde ein Friedensangebot auf fruchtbaren Boden fallen. Prinz Max sei in solcher Lage der geeignete Mann, an die Spitze der Reichsleitung berufen zu werden. Ich machte demgegenüber geltend, daß es besser sei, sich vom Gegner abzusetzen, sofort die letzte Volkskraft aufzubieten und unsere Feinde vor die Alternative zu stellen: entweder Erneuerung des Angriffes mit Aussicht auf furchtbare Verluste und zweifelhaften Erfolg, oder billige Verständigung. Auf diese Weise würden wir relativ stark an den Verhandlungstisch kommen, während wir bei weiterem Abwarten in die Gefahr kämen, vorzeitig aufgerieben zu werden.

Am 1. Oktober abends reiste der Kaiser nach Potsdam ab, um im Neuen Palais Aufenthalt zu nehmen und damit der Reichshauptstadt nahe zu sein, wo die Neubildung der Regierung und die Umgestaltung des Verfassungslebens eine längere Anwesenheit des Monarchen erforderlich machten.

Als der Zug auf dem Kölner Hauptbahnhof hielt, wurde ich an den Fernschreiber, der sich im angehängten Telegraphenwagen befand, gerufen und erhielt die Mitteilung, daß dem Kaiser gemäß Vereinbarung mit den Mehrheitsparteien vorgeschlagen werden würde, den Prinzen Max zum Reichskanzler zu ernennen. Dazu sei das vorherige Einverständnis des Großherzogs von Baden erforderlich. Um Zeitverlust zu vermeiden, müßte dieses sofort eingeholt werden. Es sei Vorsorge für eine Verbindung mit Karlsruhe getroffen, der diensttuende Flügeladjutant des Großherzogs verständigt. Der Zug würde solange in Köln halten, bis die Rückantwort aus Karlsruhe eingetroffen wäre.

Kurz darauf konnte ich dem Flügeladjutanten eine Depesche des Kaisers durchgeben. Die Rückantwort lautete zustimmend. Der fragende Zusatz, ob es gerade Prinz Max sein müsse, ließ erkennen, daß selbst im Schoße der großherzoglichen Familie Zweifel darüber bestanden, ob die Wahl eine richtige sei.

Unmittelbar nach unserer Ankunft im Neuen Palais am 2. vormittags wurde ich von General von Gontard gebeten, dem anwesenden Minister des Königlichen Hauses, Graf Eulenburg, meine Beurteilung der militärischen Lage vorzutragen. Ich konnte nach bester Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß an der Möglichkeit eines weiteren erfolgreichen Widerstandes zu zweifeln absolut kein Anlaß vorliege und daß die Bedrohung keineswegs zu eiligen Entschlüssen zwinge.

Am Nachmittage begab der Kaiser sich nach Berlin ins Reichskanzlerpalais, um den Bericht über die mit dem Parlament geführten Verhandlungen entgegenzunehmen. Ein Koalitionskabinett auf verbreiterter Grundlage war von den Mehrheitsparteien abgelehnt worden, obwohl die Deutsch-Konservative Fraktion die Erklärung abgegeben hatte, daß sie entschlossen sei, sich auf den Boden des kaiserlichen Erlasses vom 30. September zu stellen und sich, auch unter Opfern der Überzeugung, an einer Regierung zu beteiligen, „die es sich zur Aufgabe macht, alle Kräfte des Volkes in geschlossener Einheitsfront für die ehrenvolle Beendigung des Krieges einzusetzen". Dagegen war es gelungen, die Bedenken der Sozialdemokratie gegen die Ernennung eines Prinzen und Thronfolgers zum Reichskanzler zu beseitigen. Soviel wurde jedenfalls klar: die Mehrheitsparteien waren gewillt, die Handhabe, die der Kaiserliche Erlaß vom 30. September ihnen bot, gründlich auszunutzen, und ohne Rücksicht auf die überkommenen Rechte der Krone, ohne Rücksicht auch auf die Empfindlichkeit des Bismarckschen Meisterwerkes, ihrem politischen Machthunger Genüge zu tun. Es geschah das, wovor der eiserne Kanzler das Kaisertum hatte bewahren wollen: es wurde als ein „toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments" eingefügt.

Die Ausführungen, die Major Frhr. von dem Bussche den versammelten Parteiführern des Reichstages machte, und die dazu bestimmt waren, die Notwendigkeit schnellen Handelns und äußerster Kraftentwicklung darzulegen, lösten Wirkungen aus, die zeigten, daß man die moralische Widerstandskraft und die Willensrichtung dieser Helden großer Worte völlig falsch eingeschätzt hatte. Der mit scharfem Verstand begabte, nüchtern und real denkende Offizier hat mir

kurz nach der Besprechung den Erfolg seiner Worte geschildert. Die Abgeordneten seien zusammengesunken, als wenn eine Bombe eingeschlagen wäre. Statt Belebung der Willensenergie war Willenslähmung, statt Bereitwilligkeit zur Stützung der Heeresleitung bei Erfüllung ihrer letzten schwersten Aufgabe waren Ablehnung, Mißtrauen und Übelwollen die Folge, Schäden, die um so schwerer wogen, als die neue Regierung nichts weiter darstellte als einen Parteiausschuß mit einem Kanzler an der Spitze, der alles andere war als eine Kraftnatur.

In den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Potsdam fragte mich Oberst von Haeften, ob ich bereit sei, dem Reichskanzler über die militärische Lage zu berichten. Ich sagte zu und begab mich zur festgesetzten Stunde in das Reichskanzlerpalais, wo der Prinz mich empfing. Er sah angegriffen und abgehetzt aus, war auch wenig bei der Sache, als ich meinen Vortrag begann. Sehr weit bin ich mit meinen Ausführungen nicht gekommen. Es wurde Besuch gemeldet, ein alter Bekannter, den freundschaftliche Beziehungen veranlaßten, den neu ernannten Reichskanzler zu beglückwünschen. Nach flüchtiger Entschuldigung und kurzem Dankeswort zog sich der Prinz mit seinem Freund in das Nebengemach zurück. Meine Fahrt nach Berlin war vergebens gewesen. Ich machte Oberst von Haeften gegenüber aus meinem Befremden keinen Hehl. Schließlich hätte ich ja aber dem Prinzen nichts anderes sagen können als das, was der Feldmarschall den Mitgliedern des Kriegskabinetts in klaren Worten am 3. Oktober ausgesprochen hatte:

„Gegenwärtig steht das deutsche Heer fest. Gezwungen wird es von Abschnitt zu Abschnitt, sich zäh an den feindlichen Boden klammernd, ausweichen. Die Dauer solcher Rückwärtsbewegungen ist nicht genau vorher zu bestimmen. Man kann aber hoffen, daß sie bis zum nächsten Frühjahr deutsches Gebiet schützen werden."

Tatsächlich verliefen die Kämpfe im Westen für uns im allgemeinen günstig. Der Feind konnte zwar Gelände gewinnen, aber nirgends einen durchschlagenden Erfolg erzielen. Die Verkürzung der Front hatte uns ermöglicht, erneut die so unentbehrliche Tiefengliederung zu schaffen. Es war zu hoffen, daß die Armeen in der zusammenhängenden Lys-Hermann-Hunding-Brunhild-Stellung, die

vom Ecloo-Kanal über Tournai—Valenciennes—östlich Bohain—halbwegs Laon—Marle—Rethel—Grandpré reichend, an unsere Stellungen nördlich Verdun anschloß, dem fortgesetzten Ansturm unserer Gegner weitere erfolgreiche Abwehr entgegenstellen würden. Weiter rückwärts fanden sie in der Antwerpen-Maas-Stellung eine neue abermals verkürzte Widerstandslinie. Es lag also kein Grund vor, bedingungslos die erste Wilsonnote, die als Vorbedingung eines Waffenstillstandes die Räumung des feindlichen Bodens forderte, anzunehmen. Es zeigte sich immer deutlicher, daß der Kanzler und das Kriegskabinett in Verfolg der Ereignisse des 29. Septembers das Vertrauen zu der Urteilsfähigkeit der Heeresleitung verloren hatten, daß es nur eine Phrase gewesen war, wenn der Reichskanzler in seiner Programmrede vom 5. September verkündet hatte:

„Trotzdem aber sind wir, starken Herzens und voll zuversichtlichen Glaubens an unsere Kraft, entschlossen, für unsere Ehre und Freiheit und für das Glück unserer Nachkommen auch noch schwerere Opfer zu bringen, wenn es unabänderlich ist."

Dabei waren unverkennbar bis weit hinein in die Kreise der Linken damals noch starke Impulse eines nationalen Willens vorhanden. Sogar ein Dr. Walther Rathenau hatte in der „Vossischen Zeitung" eine „Levée en masse" angeregt. Erst unter der entnervenden Wirkung des unwürdigen Notenwechsels und der geschickten feindlichen Propaganda kamen weite Kreise des deutschen Volkes, die das moralische Rückgrat für einen mannhaften Widerstand hätten bilden müssen, zu einem verhängnisvollen Opportunismus, der in dem Wahngedanken gipfelte, das Bekenntnis zur „deutschen Schuld", ein Abschütteln aller Persönlichkeiten, die in dem Kriege eine Rolle gespielt hatten, und ein freiwilliges Niederlegen der Waffen würde dem Vernichtungswillen des Feindes goldene Brücken bauen.

Ich habe mit dem Kaiser damals und im weiteren Verlauf der Ereignisse noch häufig über die Frage des Waffenstillstandes gesprochen und mich immer wieder dahin geäußert, daß ein Waffenstillstand ohne Präliminarfrieden undenkbar sei, daß ich es deshalb für zweckmäßig hielte, den Waffenstillstand aus den Verhandlungen

auszuscheiden. Entwickelten sich die Verhandlungen über einen Frieden günstig für uns, dann wären wir immer noch in der Lage, in Anbetracht der materiellen schweren Schäden, die unsere Rückzugskämpfe in Belgien und Nordfrankreich erzeugten, von Heeresleitung zu Heeresleitung Vereinbarungen über eine Beschränkung der Kampftätigkeit zu treffen. Der Kaiser stimmte mir zu, aber angesichts der Tatsache, daß das Kriegskabinett die Mitwirkung der Heeresleitung bei allen Fragen von irgendwelcher politischer Bedeutung auszuschalten strebte, war an eine Änderung des einmal beschrittenen Weges nicht mehr zu denken.

Etwa acht Tage nach unserer Ankunft im Neuen Palais erkrankte der Kaiser. Quälende Nervenschmerzen fesselten ihn ans Bett. Trotzdem nahm der Monarch die täglichen Vorträge entgegen. Die Kaiserin war in liebevoller Sorgfalt um den Gatten bemüht und ging in der Pflege völlig auf. In Stunden ihrer Abwesenheit sorgte der getreue Kammerdiener des Kaisers mit seiner respektvollen, aber unbeirrbaren Energie dafür, daß dem Kranken Aufregungen ferngehalten wurden.

Am Nachmittage eines Sonntages kam Prinz Max, um sich nach dem Befinden des Kaisers zu erkundigen. Der Besuch führte zu einer längeren Aussprache unter vier Augen. Nachdem der Prinz sich verabschiedet hatte, wurde Exzellenz Frhr. von Berg ins Krankenzimmer beschieden. Bei seiner Rückkehr durchschritt er das Adjutantenzimmer, wo ich zufällig im Gespräch mit den diensttuenden Herren weilte. Ein Blick in das schmerzlich bewegte Antlitz des Zurückkehrenden belehrte mich, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben müsse. Wir erfuhren dann von ihm, daß der Kanzler einen Wechsel der Person des Chefs des Zivilkabinetts kategorisch gefordert und durchgesetzt hatte. Das Kriegskabinett wollte sein Opfer haben. Der erste Schritt zur Isolierung des Kaisers war getan.

Am Abend fand ich die Kaiserin in Tränen und stolz aufbäumender Entrüstung. Sie allein begriff im vollen Umfange, was der Prinz ihrem kranken Gemahl soeben angetan. Der Kaiser hatte nicht allein einen treuen uneigennützigen Berater, sondern den engsten Vertrauten seiner täglichen Herrschersorgen verloren. Unersetzliche seelische Werte waren dahingegeben.

Im Neuen Palais.

Das Neue Palais in Potsdam ist für mich, ganz abgesehen von den gewaltigen Eindrücken, die ich hier vom Weltgeschehen empfing, die Stätte reichen inneren persönlichen Erlebens geworden.

An jedem Vormittag und häufig auch in den Nachmittagsstunden durfte ich den Kaiser auf seinen weiten Gängen durch den Park von Sanssouci begleiten, durfte teilnehmen an all den großen Sorgen, die mit stets wachsendem Drucke auf der Seele des Monarchen lasteten, teilnehmen an zagen Hoffnungen, die, kaum entsprossen, immer wieder durch ein mißgünstiges Schicksal geknickt wurden, durfte Zeuge sein eines innigen Familienlebens, wie es dem kerndeutschen Wesen des Kaiserpaares eigen war, Zeuge sein der kleinen Freuden, die wie Sonnenflecke am düsteren Himmel das Leben des Kaisers wenigstens für Augenblicke erhellten.

Daheim sein dürfen, sich daheim fühlen dürfen im eigenen Haus, auf heimatlichem Boden, wo Luft und Licht, Nähe und Weite, wo jeder Gegenstand des täglichen Gebrauchs, jeder Baum und jeder Strauch Frieden atmeten, persönliche Beziehungen haben, wo Jugendglück und Jugendhoffen geboren wurden, wo sich in der Erinnerung alles verklärt, wo vergangene Stunden lauten Jubels leise widerhallen, Kummer und Leid zu stiller Wehmut gedämpft nachklingen. Wie genoß der Kaiser diese Augenblicke, losgelöst von der Bürde seines überkommenen Amtes, losgelöst vom Zwange höfischer Form, wie genoß er das Gefühl, als freier Mann auf freiem Grund zu stehen! Und wie verstand es die Kaiserin, das Wesen ihrer edlen Weiblichkeit und sorgenden Mütterlichkeit in diese Mußestunden hineinzutragen. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in ihrem kleinen, niedrigen Ponywagen dem zurückkehrenden Gatten entgegenfuhr, die Rast mit ihm teilte, sich mit ihm freute an dem Farbenspiel des sterbenden Sommers, mit ihm ihre Freude hatte am Spiel der verwöhnten Dackel, dieser ständigen Begleiter des Kaisers. Gemeinsam trat dann das Kaiserpaar den Rückgang zum Schloß an, Gedanken

austauschend, das Wohl der Kinder und Enkel beratend, Vergangenes belebend. Und fast immer lenkte die Kaiserin den Gang zum Rosengarten, diesem kleinen Blumenparadies, das hinter verschwiegenen Hecken träumte, und in seiner Abgeschiedenheit so recht dazu geeignet war, den Geist abzulenken von dem verwirrenden Weltgeschehen, den Menschen zum Menschen sprechen zu lassen.

Wie könnte ich je vergessen der Stunden in den oberen Gemächern des weiten Schlosses, wo allabendlich das Kaiserpaar einen kleinen Kreis vertrauter Menschen zu gemeinsamer Unterhaltung zu versammeln pflegte, wo die prinzlichen Söhne und Töchter stets willkommen waren, wo sie der ganze Zauber eines trauten Elternhauses umfing!

Wie erhebend haben auf mich die Gottesdienste gewirkt, die Sonntags und an wöchentlichen Gedenktagen im Sterbezimmer Kaiser Friedrichs abgehalten wurden! In schlichter Frömmigkeit hat sich hier das Kaiserpaar vor dem unerforschten Willen des Allmächtigen gebeugt, neue Kraft und neues Hoffen geschöpft für die kommenden schicksalsschweren Tage, die nicht ins Freie, sondern schließlich in unentwirrbares Dickicht führen sollten.

Aber wieviel rein Menschliches dem Kaiser auch in dieser Zeit von den Seinen gegeben wurde, der Monarch vereinsamte mehr und mehr. Es war, als wenn seine politischen Berater sich scheuten, Rede und Antwort zu stehen. Nur der Chef des Militärkabinetts und der Generaloberst v. Plessen erschienen regelmäßig um die Mittagszeit zum kurzen Vortrage im Schlosse. Mich fesselte meine militärische Aufgabe im Neuen Palais. Der Kaiser konnte zu jeder Stunde über mich verfügen, und das geschah in reichem Maße.

Die Räume, die ich bewohnte, lagen im südlichen Seitenflügel, mir gleichzeitig unmittelbar Zugang zum Schloßhof und Park gewährend. In der Stille meines Arbeitszimmers fand ich Gelegenheit zu innerer Sammlung, und war die Unruhe der Gedanken übermächtig, dann konnte ich unbemerkt eintreten in die herbstliche Frische der Anlagen und mir Kopf und Herz freimachen.

Mein Arbeitszimmer ist aber auch der Platz mancher vertraulichen Aussprache gewesen. Nicht selten kam einer der Prinzen bei gelegentlicher Anwesenheit in Potsdam zu mir herein, das Herz beschwert mit

7*

ernsten vaterländischen Sorgen. Ein besonderes Vertrauen brachte der jüngste Kaisersohn mir entgegen, ein mutiger, tapferer Mann, der, obwohl einmal schwer verwundet, nichts mehr ersehnte als verantwortungsvollen Dienst als Unterführer in vorderster Linie. Von frühester Jugend an ein Sorgenkind, wurde er zum Liebling der Mutter, und gerade er ging ihr in die Ewigkeit voran zu ihrem bittersten Leide. Kriegerischer Not und drohendem Tod hatte dieser Prinz furchtlos entgegengesehen, die Schmach seines Vaterlandes raubte seinem leicht überschäumenden Temperament den inneren Halt. Nicht der Schnitter des Schlachtfeldes, sondern die Unbarmherzigkeit des Lebens raffte ihn dahin. Sie verschlang ein edles Opfer.

Die zweite Wilson-Note.

Im Laufe des 15. Oktober wurde das Eintreffen der zweiten Note des Präsidenten Wilson erwartet. Erst in den Stunden des Nachmittags gelangte der Text zum Kaiser ins Neue Palais.

Ich wurde in das Arbeitszimmer des Kaisers beschieden und fand hier das Kaiserpaar in ungeheurer Erregung.

„Lesen Sie! — Das zielt gradwegs auf den Sturz meines Hauses, auf die Beseitigung der Monarchie überhaupt!“

Der Kaiser wies mit fliegender Hand auf eine Stelle des vor ihm liegenden Schriftstückes. Ich las:

„Die Vernichtung jeder willkürlichen Macht überall, die für sich geheim und nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören kann, oder — wenn sie jetzt nicht vernichtet werden kann — mindestens ihre Herabminderung zu tatsächlicher Machtlosigkeit. Die Macht, welche bisher die deutsche Nation beherrscht hat, ist von der Art, wie sie hier beschrieben ist. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern.“

Es war kein Zweifel, man wollte einen tiefen Riß schaffen zwischen Monarchie und Volk, wollte die Monarchie als Preis. Aber als Preis wofür? Die Heuchelei war zu offenkundig! Man wollte

die Monarchie zerbrechen, um mit dem auf diese Weise jeder moralischen Stütze beraubten deutschen Heere und deutschen Volke leichteres Spiel zu haben.

Ich erwiderte dem Kaiser, man müsse Wilson mit seinen eigenen Waffen schlagen. Die unklar gefaßte Alternative: Kaiser oder Friede müßte von uns umgewandelt werden in die unzweideutige Erklärung: Nur mit dem Kaiser ein Friede. Die ganze Note sei nichts anderes als ein arglistiges Hinhalten, eine Aufforderung zu freiwilliger Wehrlosmachung ohne die geringste Garantie von der Gegenseite.

Die Kaiserin hatte das alles gefühlsmäßig erfaßt. Vor allen politischen Erwägungen stand ihr die stolze Empörung, daß der Emporkömmling jenseits des Ozeans es wagte, ein Fürstengeschlecht, das auf Jahrhunderte segensreichen Wirkens für Volk und Vaterland zurückblicken konnte, derartig herabzusetzen, einem Volke, dessen Treue sprichwörtlich geworden war, die Zumutung zu stellen, Verrat an seiner heiligsten Tugend zu begehen.

Mußte der Kaiser in solchem Augenblick nicht selbst zum Volke sprechen? War es nicht möglich, daß sich Fürst und Volk noch einmal wie am 4. August 1914 vor aller Welt gegenseitige Treue gelobten? — Ich habe am nächsten Tage unter vier Augen mit der Kaiserin darüber gesprochen — unvergeßliche Minuten. Die hohe Frau zweifelte. Würde Prinz Max, der mehr und mehr die Person des Monarchen beiseite zu schieben trachtete, der den radikalen Elementen seines Kabinetts immer gefügiger wurde, würde er den Willen, den Mut und die Kraft haben, sich hinter seinen Kaiser zu stellen? Gewiß, die Kaiserin würde ihrem Gemahl die Anregung geben — aber der Erfolg? — Mein Traum war schnell zu Ende.

Aber werden der Kanzler und das Kriegskabinett, die sich mit so stolzer Geste in den Sattel gesetzt hatten, werden sie jetzt wenigstens ihr Wort wahr machen und einsehen, daß es „unabänderlich ist, für unsere Ehre und Freiheit und für das Glück unserer Nachkommen auch noch schwerere Opfer zu bringen"?

Am 17. ist General Ludendorff in Berlin. Der Kaiser hört in Schloß Bellevue seinen Vortrag. Der General hat die alte Spannkraft wiedergewonnen. Die Westfront wird durchhalten. — Die

feindlichen Angriffe lassen an Intensität nach, unser Soldat hat das absolute Vertrauen persönlicher Überlegenheit. — Der neue Kriegsminister wird 60—70 000 Mann aus dem Heimatheer sofort verfügbar machen. — Auf der Balkanhalbinsel ist die Lage gebessert. Generalfeldmarschall v. Mackensen wird die Wacht an der Donau halten und in Gemeinschaft mit General v. Köveß die bedrohte Flanke der Mittelmächte decken. Freilich, die österreichischen Truppen haben sich in Serbien schlecht geschlagen. Das ist eine große Sorge. Aber wir werden auch hier die Krise überwinden, wenn es nur in Italien ruhig bleibt. Man spricht dort viel von bevorstehenden Ententeangriffen. Hoffentlich haben diese Gerüchte nicht allzuviel zu bedeuten!

Des Kaisers Augen strahlten. Voll dankbaren Vertrauens sind sie auf den Ersten Generalquartiermeister gerichtet.

„Können wir nicht weitere Kräfte im Osten frei machen, Exzellenz? Ich habe das Gefühl, daß wir uns im Osten mehr und mehr beschränken müssen. Auch im Innern heißt es wachsam sein. Die bolschewistische Propaganda hat ja monatelang ihre Maulwurfsarbeit tun können!"

Lebhaft geht der General auf des Kaisers Einwurf ein.

„Ich habe in der Kabinettssitzung die Frage gestellt, ob die Ukraine geräumt werden kann. Wird diese Frage bejaht, dann werden wir Kräfte frei bekommen. Die Gefahren der bolschewistischen Propaganda schlage ich sehr hoch an und hoffe, die Herren davon überzeugt zu haben, daß Wandel geschafft werden muß."

Die Unterredung war zu Ende. Ich geleitete den General bis in das Portal des Schlosses. Er dankte mir in warmen Worten für meine Arbeit.

Auf der Heimfahrt äußert der Kaiser seine Freude über die Ausführungen des Generals. „Gott sei Dank!" — so fügte er hinzu — „er hat seine alte Frische wieder gewonnen. Wir werden es mit Gottes Hilfe schaffen."

Aber das Zutrauen zur Heerführung, das den Kaiser beseelt, kommt im Kriegskabinett nicht zum Durchbruch. Im Gegenteil, die mutvolle Sprache, die der General geführt hat, wird als Inkonsequenz kritisiert und als unvereinbar mit dem Drängen vom

29. September empfunden. Wiederum wird „der angebornen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt, und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen".

Man ist bereit, allen Forderungen Wilsons zu entsprechen. Vergeblich setzt der Feldmarschall v. Hindenburg in einem warnenden Telegramm seine Autorität ein und stellt die Frage: „Will das deutsche Volk um seine Ehre nicht nur in Worten, sondern tatsächlich bis zum letzten Mann kämpfen und sich damit die Möglichkeit des Widerstehens sichern, oder will es sich zu der Kapitulation und damit zum Untergang vor der äußersten Kraftanstrengung drängen lassen?" — Wirkungslos verhallen auch die von hoher Begeisterung getragenen vaterländischen Kundgebungen im Lande. Man empfindet sie sogar als störend. Man hofft in blindem Illusionismus, den schlauen Gaukler Wilson an der Ehre packen zu können und spricht mit erschütternder Naivität das Vertrauen aus, der Präsident möge keine Forderung gutheißen, „die mit der Ehre des deutschen Volkes und der Anbahnung eines Friedens der Gerechtigkeit unvereinbar sein würde". Gegen die Einmischung in die inneren Verhältnisse des Deutschen Reiches findet man nur würdelose Worte der Entschuldigung und schöpft aus ihr den Impuls, den Bau Bismarcks durch Entfernung weiterer unentbehrlicher Stützen zum inneren Zusammenbruch zu bringen, hat noch den Mut, die Ruinen fortschreitender Zerstörung als Reformwerk zu bezeichnen. Wie so oft trifft sich die Tücke einer innerpolitischen Einmischung des feindlichen Auslandes mit dem Machtstreben der radikalen Parteien.

Friedensfrage und Kaiserfrage. Die dritte Wilson-Note.

Für den Historiker wird es eine wichtige und lohnende Aufgabe sein, die Bewegung der öffentlichen Meinung in der Zeit zwischen der ersten und dritten Wilson-Note zu studieren und darzustellen.

Nicht von der Sozialdemokratie, sondern von bürgerlich-demo-

kratischer Seite her wurde die Friedensfrage zuerst mit der Kaiserfrage verquickt. Zunächst nicht als offener Kampf, nein, geschickt versteckt im Rankenwerk des Feuilletons. Da wird eine Zwiesprache geschildert zwischen dem greisen Hofmarschall und seinem Herrn, die damit endet, daß der Monarch auf den Rat seines treuen Dieners mit großer Geste auf den Thron verzichtet. Geflissentlich läßt man die grundsätzliche Frage der Staatsform beiseite, weist nur auf die Möglichkeit eines persönlichen Opfers fürstlichen Edelmuts hin. Das lesen Tausende und aber Tausende gequälter Menschen. Ja gewiß, hier liegt eine Rettungsmöglichkeit! Der Kaiser wird entsagen, unsere Feinde haben damit einen moralischen Erfolg erzielt; mehr wollen sie nicht. Das „Weltgewissen" ist beruhigt, die goldenen Brücken sind gebaut, um dem deutschen Volke einen „Frieden der Gerechtigkeit" zu bescheren.

Welche Stellung wird das Zentrum dem Monarchen gegenüber einnehmen?

Wie hatte doch der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe im November 1917 gelautet?

„Mit unerschütterlicher Treue und opferfreudiger Hingebung stehen wir daher zum Kaiser und den Landesfürsten. Der Krieg hat das alte heilige Band zwischen Volk und Fürst noch fester geschmiedet. Wir werden stets bereit sein, Altar und Thron zu schützen gegen äußere und innere Feinde, gegen die Mächte des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung einen erträumten Zukunftsstaat aufrichten wollen, gegen jene geheimen Gesellschaften, die Thron und Altar den Untergang geschworen haben: wir stimmen denen nicht zu, die die Massen mit den Schlagworten von der Gleichberechtigung aller Stände erregen und betören und mit aller Gewalt eine Volksherrschaft zu begründen suchen, die nur zu neuen Formen der Ungleichheit und Unfreiheit, der Vergewaltigung und Tyrannei führen würde."

Sah das deutsche Volk nicht, daß schon das Aufwerfen der Kaiserfrage ein Spiel mit dem Feuer war? Hatte der Materialismus alle guten Geister des Volkes gebannt? Was war von den marxistisch verhetzten Massen zu erwarten, wenn die Träger des deutschen Idealis-

mus im Bürgertum ihrer Vergangenheit untreu wurden?* Die Giftsaat unserer Feinde schoß langsam, aber um so üppiger ins Kraut! Der Kaiser hatte Herrn von Delbrück als Chef des Zivilkabinetts berufen, hoffte, daß der kenntnisreiche Mann, der in seinem ganzen Wesen unpersönliche Sachlichkeit zu verkörpern schien, den Weg weisen würde aus dem Labyrinth staatsrechtlicher Wirrnisse. War dieser Berater stark genug und willens, den König von Preußen davor zu schützen, ebenso enteignet zu werden wie der deutsche Kaiser? Würde er bereit sein, das Gewicht der preußischen Stimmen im Bundesrat zu erhalten, dafür sorgen, daß die deutschen Bundesfürsten, die Bismarck einst den „Senat der Nation" und „als Bindemittel zur Einheit der Nation notwendig" bezeichnet hatte, zu ihrem Rechte kamen? Herr von Delbrück hatte sich voraussichtlich an die Marschroute des Kriegskabinetts gebunden; er vermochte nicht, wie mir schien, ein persönliches Verhältnis zum Kaiser zu finden. Zudem nahm ihn seine stark erschütterte Gesundheit jede Frische und verlieh ihm den Stempel tiefster Hoffnungslosigkeit.

Auf den regelmäßigen Gängen, die ich mit dem Kaiser allmorgentlich machte, wurde die Lage Österreich-Ungarns wiederholt erörtert. Die Nachrichten, die aus der Donaumonarchie einliefen, ließen erkennen, daß der völkische Auflösungsprozeß des Nationalitätenstaates schnell fortschritt. Ich hatte einmal halb scherzhaft geäußert, der einzige Weg für Kaiser Karl, die Dynastie zu retten, sei der Entschluß, mit seinen deutschen Kronländern in den Verband des deutschen Reiches einzutreten. Diese Bemerkung erzählte der Kaiser seiner Gemahlin. Die hohe Frau wehrte lächelnd ab: „Nein, nein . . . die Kaiserin Zita" — —!

„Senden Euer Majestät für einige Zeit die Gräfin Brockdorff hin!" warf ich ein.

Eher, als wir gedacht hatten, kam der Stein ins Rollen. Ein Erlaß Kaiser Karls vom 17. Oktober „An meine getreuen österreichischen Völker" verkündete die Umwandlung Österreichs in einen Bundesstaat. Aber den „getreuen Völkern" genügte diese Revolution

* Die deutschen Logen richteten eine Ergebenheitsadresse an den Kaiser und warnten vor den Umtrieben der internationalen Logen, die eine Beseitigung der monarchischen Institutionen in Deutschland erstrebten.

von oben nicht. Gestärkt durch die Note, in der Präsident Wilson etwa gleichzeitig auf das Friedensersuchen der Doppelmonarchie antwortete und mit dürren Worten erklärte, die Regierung der Vereinigten Staaten hätte die Tschechoslowaken als kriegführende Macht anerkannt und den Jugoslawen eine weitestgehende Berücksichtigung ihrer nationalen Bestrebungen zugesagt, proklamierten sich Tschechoslowaken, Südslawen und Ruthenen zu selbständigen Staaten. Die Deutschösterreicher folgten diesem Beispiele. Ließ sich der Traum von einem großen Deutschland, von einem einigen Vaterland, „soweit die deutsche Zunge klingt", jetzt verwirklichen? Das hing von uns ab, von der Kraft unseres Willens, Deutsche zu sein, nichts als Deutsche, aber auch zu jedem Opfer bereite Deutsche. Hing ferner davon ab, daß die deutschen und ungarischen Truppen innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee treu an der Bundesgenossenschaft festhielten, daß man ihnen neue große politische Ziele aufwies.

Wer in einem solchen Augenblicke alles retten will, rettet nichts. Kaiser Karl ging diesen Weg. Er ernannte den Grafen Julius Andrassy, den Sohn des Mannes, der einst mit Bismarck den Grundstein des Bündnisses beider Reiche gelegt hatte, zum „gemeinsamen Minister des Äußeren", hielt starr an einer staatlichen Fiktion fest, die durch die Ereignisse äußerlich und innerlich zerbrochen war.

Unter drohenden Wetterzeichen kam der 24. Oktober heran, der ein großer Tag in der Geschichte des deutschen Volkes hätte werden können, ein Tag, von dem Bismarck einst das Bild gebraucht hat, Deutschland von der Ostsee bis zu den Alpen würden aufflammen wie eine Pulvermine.

Ich befand mich beim Kaiserpaare, als der Wortlaut der dritten Wilson-Note einging. Der Heuchler hatte sich selbst die Maske abgerissen.

„Es ist klar," so hieß es in der Note, „daß das deutsche Volk keine Mittel besitzt, um zu befehlen, daß die deutschen Militärbehörden sich dem deutschen Volkswillen zu unterwerfen haben, und daß die Macht des Königs von Preußen, die Politik des Reiches zu kontrollieren, noch unerschüttert ist; daß der entscheidende Militarismus noch immer in der Hand derjenigen liegt, die bis jetzt die Herren in Deutschland waren.

In dem Gefühl, daß die ganze Welt jetzt davon abhängt, daß klar gesprochen wird, und auch von dem aufrichtigen und geraden Verlangen abhängig, betrachtet es der Präsident als seine Pflicht, ohne auch nur zu versuchen, irgend etwas, was schroff klingt, zu meiden, zu sagen, daß die Völker der Welt kein Vertrauen haben können zu den Worten derjenigen, welche bisher die Herren der deutschen Politik gewesen sind, und abermals zu betonen, daß beim Friedensschluß und dem Versuch, die endlosen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten dieses Krieges ungeschehen zu machen, die Regierung der Vereinigten Staaten mit keinem anderen als mit denjenigen Vertretern des deutschen Volkes verhandeln kann, welche Sicherheit über die verfassungsmäßige Haltung bieten als wirkliche Herrscher Deutschlands. Wenn mit den militärischen Beherrschern und der monarchischen Autokratie, welche Deutschland jetzt hat, verhandelt werden müßte, oder wenn nur die Aussicht bestände, daß wir mit ihnen später zu tun haben bei den internationalen Verpflichtungen des Deutschen Reiches, dann darf Deutschland keinen Frieden verlangen, sondern muß sich ergeben . . ."

So wagte ein Staatsoberhaupt zu sprechen, das über viel weitgehendere „autokratische" Machtbefugnisse verfügte, als sie der deutsche Kaiser und König von Preußen im Rahmen der Konstitution je besessen hatte. — „Muß sich ergeben"? Bedeutete es etwas anderes als bedingungsloses Ergeben, wenn die Note als selbstverständlich voraussetzte, daß nur ein Waffenstillstand in Betracht komme, der unsere Feinde „in der Lage beließe, jede zu treffende Vereinbarung *zu erzwingen* und eine Erneuerung der Feindseligkeiten deutscherseits unmöglich zu machen"? Konnte man das odiöse Wort „bedingungslose Kapitulation" deutlicher umschreiben?

Die stolze Empörung des Kaiserpaares wandelte sich allmählich in namenlose Verachtung. Der Monarch war fest entschlossen, den Zumutungen die Stirn zu bieten. Aber war er sich bewußt, daß es nur ein „Biegen oder Brechen" gab? Hatte er überhaupt die Möglichkeit, seinen Standpunkt gegenüber der parlamentarischen Reichsregierung, die erfahrungsgemäß das Heil im Nachgeben suchte, zu behaupten?

Spät abends konnte ich dem Kaiser melden, daß die Heeresleitung auf dem Wege nach Berlin sei. Meinem fast zerspringenden Herzen

machte ich Luft in einem Brief, den ich nachts meinem Schwiegervater schrieb, einem alten Soldaten, der hatte mitarbeiten dürfen an der Einigung unseres geliebten Vaterlandes!

„Es ist schwer, Geburtstagswünsche auszusprechen. Einzelglück ist nur denkbar im Volksganzen, und das Glück des Volksganzen steht in diesem Augenblick auf dem Spiel. Die nächsten Tage werden darüber entscheiden, ob das deutsche Volk in seiner Gesamtheit genug Ehrgefühl und Kraft hat, die Wilsonschen Anwürfe mit Entrüstung zurückzuweisen. Hat es die moralische Kraft, dann wird es auch die physische aufbringen. Versagt sie, dann stehen wir am Grabe unserer stolzen monarchischen Tradition, am Grabe der Einheit, ja am Grabe unseres nationalen Daseins.

Mir ist die Note Wilsons eine innerliche Befreiung geworden. Jedes Paktieren muß jetzt aufhören, und ich hoffe zu Gott, daß die Mehrzahl der deutschen Männer ebenso denkt wie ich. Diese meine Auffassung habe ich soeben meinem kaiserlichen Herrn beim Empfang der Note darlegen dürfen.

Bis zu dieser Stunde haben wir den Atem angehalten. Jetzt möge der Sturm losbrechen!

Hindenburg und Ludendorff treffen morgen hier ein."

Die Beseitigung der Kommandogewalt.

Am 25. Oktober früh begleitete ich den Kaiser auf seiner Fahrt nach Berlin in das Hausministerium.

Wir sprachen über die innere Lage. Der Kanzler hatte in der Reichstagssitzung vom 22. noch mannhafte Worte gefunden.

„Die letzte Note des Präsidenten Wilson hat dem deutschen Volke keine Klarheit darüber gebracht, wie der Streit ausgehen wird. Vielleicht wird die neue Antwort endgültige Gewißheit bringen. Dagegen, meine Herren, müssen wir uns in allen unseren Gedanken und Handlungen auf beide Möglichkeiten rüsten. Die erste Möglichkeit ist die, daß die feindlichen Regierungen den Krieg weiterführen wollen und uns dann keine Wahl bleibt, als uns zur Wehr zu setzen mit der ganzen Kraft eines Volkes, das man zum Äußersten treibt.

Wenn dieser Fall eintritt, so habe ich keinen Zweifel, daß die deutsche Regierung im Einverständnis mit dem ganzen Volke das deutsche Volk zur nationalen Verteidigung aufrufen kann. Wer sich ehrlich auf den Boden des Rechtsfriedens stellt, hat auch die Pflicht, sich nicht kampflos dem Gewaltfrieden zu beugen. Eine Regierung, die dafür kein Empfinden hätte, wäre der Verachtung des kämpfenden und arbeitenden Volkes preisgegeben. Sie würde vom Zorn der öffentlichen Meinung hinweggefegt werden."

Aber das Echo, das die im weiteren Verlauf der Rede angekündigten Verfassungsänderungen ausgelöst hatten, kam einem Sturmzeichen gleich. Der Abgeordnete Ebert forderte in dürren Worten, daß die Befehlsgewalt und alles, was darauf aufgebaut sei, der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und Reichstages unterstellt würde, daß die Amnestie, die sich nach den Worten des Kanzlers auf solche Personen beschränken sollte, die wegen politischer Verfehlungen, besonders im Zusammenhang mit Arbeitseinstellung, Straßenkundgebungen und ähnlichen Vorfällen, verurteilt waren, auch auf die „unglücklichen Matrosen"* ausgedehnt würde. Der Pole Korfanty durfte es wagen, in den deutschen Reichstag die Worte zu schleudern: „Beraubt und geplündert haben Sie Polen!" Er sowohl wie der Elsässer Ricklin und der schleswigsche Abgeordnete Hansen hatten offen hochverräterische Pläne entwickelt. Gleichzeitig war es im Preußischen Landtage infolge von Schmähungen der Polen und Unabhängigen zu Skandalszenen gekommen.

Mußten unter solchen Umständen die Zügel der Staatsgewalt nicht schärfer angezogen werden, vor allem wo die letzte Note Wilsons erkennen ließ, daß unsere Feinde auf einen inneren Umsturz in Deutschland hinarbeiteten? —

„Wie kann eine Einheitsfront zustande kommen, wenn ich den einmal eingeschlagenen Weg der Reformen nicht konsequent weiter verfolge?" — so fragte der Kaiser.

„Es gibt nur eine andere Möglichkeit, Euer Majestät, und die heißt: Diktatur! Sie ist ein großes Wagnis, aber der andere

* Es handelte sich um diejenigen Matrosen, die wegen schwerer Meuterei verurteilt waren.

Weg — —?“ Der Kaiser verharrte in schweigendem, gedankenverlorenem Sinnen.

Im Hausministerium fand eine lange Beratung statt. Ich befand mich im Nebenzimmer. Durch die geschlossene Tür stark gedämpft, waren die Stimmen zu hören, die in Rede und Gegenrede miteinander stritten, das sachliche, leidenschaftslose monotone Organ des Vortragenden, heftige Einwürfe des Kaisers, die mehr und mehr verebbten.

Abends bei der Heimfahrt erzählte der Kaiser mir, der Staatssekretär des Auswärtigen habe die Beseitigung der Kommandogewalt gefordert, sie nicht nur für ein innerpolitisches, sondern auch für ein Erfordernis der auswärtigen Politik erklärt. Die Einmischung der Heeresleitung in die politischen Angelegenheiten — so hätte er ausgeführt — sei unerträglich. Was würde das Ausland dazu sagen, daß die Heeresleitung gerade jetzt, wo man vor der Beantwortung der Wilsonnote stände, nach Berlin käme? Das sähe ja so aus, als wenn die Reichsregierung unter dem Zwange der Heeresleitung handele. Schon der Schein genüge, um das Ansehen der Regierung und das Vertrauen der Entente zu beeinträchtigen. Die Waffenstillstandsaktion sei so, wie sie nun einmal eingeleitet wäre, von der Heeresleitung gefordert worden. Hätten der Reichskanzler und Staatssekretär freie Hand gehabt, dann würden sie einen anderen Weg eingeschlagen, würden im Reichstage eine Aussprache über den Frieden herbeigeführt und dabei die Bereitwilligkeit Deutschlands zu weitgehendem Entgegenkommen zum Ausdruck gebracht haben. Der Kaiser schilderte dann die parlamentarische Lage. Die Mehrheitsparteien hätten bereits den Antrag gestellt, den Fahneneid zu ändern, das Militärkabinett in eine Abteilung des Kriegsministeriums umzuwandeln, einen Staatssekretär des Krieges zu bestellen und die Heeresleitung dem Reichskanzler und damit der Kontrolle des Reichstages zu unterstellen. Auch der Kriegsminister rate zum Abbau der Kommandogewalt. Der Kaiser habe sich schließlich davon überzeugen lassen, daß eine Änderung des bestehenden Zustandes unaufhaltsam sei und habe seine Einwilligung dazu gegeben, daß in Zukunft die Ernennung, Versetzung, Beförderung und Verabschiedung von Offizieren vom Reichskanzler

bzw. dem Kriegsminister eines Kontingents gegengezeichnet werden solle.

Mir war sofort klar, was das zu bedeuten hatte. Eine Regierung, die in solchem Augenblicke der schwersten Bedrängnis des Landes dem Monarchen eine derartige Maßnahme abpreßte, die konnte nicht mehr an die Möglichkeit einer nationalen Verteidigung glauben, machte sich zum Werkzeuge des feindlichen Vernichtungswillens und gab gleichzeitig den letzten Halt gegenüber der nun lawinenartig anwachsenden Umsturzbewegung preis, opferte einem Phantom den einheitlichen militärischen Willen, der allein das gewaltige Gebäude des Heeres zusammenhalten und die schwankende Autorität des staatlichen Willens stützen konnte.

Das Mittagsmahl im Familienkreise des Grafen Eulenburg verlief einsilbig, in gedrückter Stimmung. Im Auftrage des Kaisers fuhr ich gegen 4 Uhr nachmittags zum Bahnhof Friedrichstraße zum Empfang des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und Generals Ludendorff, deren Vortrag der Kaiser im Schloß Bellevue entgegennehmen wollte.

Auf dem Bahnsteig traf ich Oberst Bauer. In bewegten Worten schilderte er die unerhörten Vorgänge im Reichstage und sagte voraus, daß das Kriegskabinett an nichts anderes dächte, als allen Forderungen unserer äußeren und inneren Feinde zu entsprechen, Erfüllungspolitik großen Stils zu treiben. Das heiße vaterländische Herz, das in der Brust dieses Mannes schlug, verriet sich in jedem Worte und jeder Geste.

Ich konnte den beiden Heerführern nur kurz den Wunsch des Kaisers übermitteln. Für lange Auseinandersetzungen war keine Zeit. Was stürmte auf die Männer alles ein! Die ganze Westfront von der holländischen Grenze bis Verdun loderte wieder einmal in der Glut erbitterter Kämpfe. In Flandern drängte der Feind gegen die Schelde in Richtung Gent—Oudenaarde, in der Mitte suchte er über Solesmes und Le Cateau auf Landrecies Gelände zu gewinnen. Weiter südlich hatten die 7. und 1. Armee gerade an diesem Tage einen feindlichen Gewaltstoß durchzukämpfen. Von Rethel bis Verdun tobten ununterbrochene Kämpfe, die zwar für uns günstig standen, aber doch ungemein viel Kräfte verzehrten. Das Heer schlug

sich geradezu heldenhaft, aber in Anbetracht der ungeheuren Beanspruchung der Kampftruppen mußte zur weiteren Frontverkürzung geschritten, für Anfang November die Zurücknahme der Front in die Antwerpen-Maasstellung ins Auge gefaßt werden.

In Italien hatte am 24. ein Angriff gegen die italienische Gebirgsfront eingesetzt. Würde der Bundesgenosse dem Ansturme standhalten? Die bange, nicht bestimmt zu beantwortende Frage führte zur Vorbereitung von Schutzmaßnahmen an der Tiroler Grenze.

General Ludendorffs Verabschiedung.

Der Kaiser war spät abends, erschöpft von den Aufregungen des Tages, ins Neue Palais zurückgekehrt. Aber er sollte keine Ruhe finden. Ein dringender Vortrag des Kabinettschefs von Delbrück stellte ihn vor eine neue folgenschwere Entscheidung und brachte ihm eine schlaflose Nacht.

In der Frühe des nächsten Tages wurde ich gerufen. Der kurze Gruß, die eilige Weisung, ich solle mich sofort zur Fahrt nach Berlin bereitmachen, deuteten auf außerordentlich ernste Ereignisse.

Als wir dann im Auto saßen, löste sich die übermächtige Nervenspannung. In erregten Worten erzählte der Kaiser, General Ludendorff habe eine Kanzlerkrise heraufbeschworen. Schon die plötzliche Reise der Heeresleitung nach Berlin, die ohne Ermächtigung erfolgt sei, hätte politisch geschadet. Nun sei ein weiterer schwerer Mißgriff dazugekommen. Man habe, ohne den Kaiser und Kanzler vorher zu unterrichten, eine Kundgebung an das Heer* erlassen, die die Beantwortung der Wilson-Note gewissermaßen vorwegnehme. Diese

* Die Kundgebung hatte folgenden Wortlaut:

„Wilson sagt in seiner Antwort, er wolle seinen Bundesgenossen vorschlagen, in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten. Der Waffenstillstand müsse aber Deutschland so wehrlos machen, daß es die Waffen nicht mehr aufnehmen könne. Über einen Frieden würde er mit Deutschland nur verhandeln, wenn dieses sich den Forderungen der Verbündeten in bezug auf seine innere Gestaltung völlig füge; andernfalls gebe es nur die bedingungslose Unterwerfung.

Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie ist ein Beweis, daß der Vernichtungswille unserer

Kundgebung sei gestern abend in einer Pressebesprechung vorgelesen worden. — Mitglieder des Kabinetts wären sofort zum kranken Kanzler geeilt und hätten ihm vorgeworfen, er lasse sich seine Politik von der Heeresleitung vorschreiben.

„Prinz Max", so etwa fuhr der Kaiser fort, „hat sein ferneres Verbleiben auf seinem Posten von der Entlassung des Generals abhängig gemacht. Seit Wochen arbeite ich mit allen Kräften daran, alle Teile des Volkes zu einer Einheitsfront zusammenzuschweißen. Jetzt droht das ganze Gebäude zusammenzustürzen. Es ist doch ein unmöglicher Zustand, daß solche Kundgebungen ohne mein und des Kanzlers Einverständnis hinausgehen. Ich sehe keinen anderen Ausweg, als der Forderung des Kanzlers zu entsprechen. Jede andere Entscheidung würde zu unlösbaren politischen Schwierigkeiten führen."

Die Erregung des Monarchen hatte sich noch nicht erschöpft. Jedes Wort der Erwiderung mußte abgewogen sein.

„Euer Majestät werden doch überzeugt sein, daß die Loyalität des Feldmarschalls und des Generals über allen Zweifel erhaben ist und daß die beiden Männer bei allem Tun und Handeln immer nur das Wohl Euerer Majestät und des Vaterlandes im Auge haben. Gewiß ist die vorzeitige Veröffentlichung der Kundgebung ein Mißgriff; aber mir scheint, es liegt ein Versehen nachgeordneter Stellen vor."

„Was nutzt der gute Wille, wenn das Handeln Unheil stiftet", warf der Kaiser ein.

Ich gab zu, daß die Heeresleitung in der Politik zu sehr in die Erscheinung träte. Das sei aber mehr dem Ungeschick der Mitarbeiter des Generals als dem General Ludendorff selbst zuzuschreiben.

Der Kaiser pflichtete mir bei und betonte, er habe schon wiederholt darum gebeten, die Herren möchten sich mehr zurückhalten.

Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert fortbesteht. Sie ist ferner der Beweis, daß unsere Feinde das Wort „Rechtsfrieden" nur im Munde führen, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen. Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen. Wenn die Feinde erkennen werden, daß die deutsche Front mit allen Opfern nicht zu durchbrechen ist, werden sie zu einem Frieden bereit sein, der Deutschlands Zukft gerade für die breiten Schichten des Volkes sichert.

Im Felde, den 24. Oktober, abends 10 Uhr.

gez. v. Hindenburg."

Ich machte nun dem Kaiser den Vorschlag, die Politische Abteilung als solche eingehen zu lassen. Da es kaum zweifelhaft wäre, daß die Differenz zwischen dem Reichskanzler und der Obersten Heeresleitung durch ein Versehen hervorgerufen sei, würde der Prinz sich mit dieser Genugtuung gewiß begnügen. Auch das Drängen des Kriegskabinetts könne man so beschwichtigen.

Der Kaiser gab mir keine Antwort.

Im Schloß Bellevue angekommen, nahm ich telephonische Verbindung mit Oberst v. Tieschowitz, der in der Nähe im Generalstabsgebäude weilte, und bat ihn zu einer Unterredung ins Schloß. Nach ausführlicher Darlegung sprach ich die Befürchtung aus, es müsse mit einer Entlassung General Ludendorffs gerechnet werden.

Als der Oberst mich eben verlassen hatte, wurde ich in den Park zum Kaiser beschieden. Sein Wesen war völlig verändert, entspannt, fast heiter. Er sagte mir, er würde den Chef des Zivilkabinetts zum Kanzler senden und ihn bitten lassen, das Entlassungsgesuch zurückzunehmen unter der Zusage, daß die Heeresleitung in Zukunft jeden Eingriff in die Politik meiden und daß zum Zeichen dessen die Politische Abteilung aufgelöst werden solle. Der Kaiser schloß: „Der Reichskanzler muß bleiben, die Heeresleitung schleunigst nach Spa zurückkehren. Damit ist die Angelegenheit erledigt!“

Kurz darauf wurden der Feldmarschall und General Ludendorff gemeldet. Ich geleitete den Kaiser ins Schloß zurück und begab mich frohen Herzens ins Adjutantenzimmer, um Oberst von Tieschowitz mitzuteilen, daß die Krise meines Erachtens glücklich überwunden sei. In seiner Abwesenheit nahm Major von Stülpnagel die frohe Botschaft entgegen.

Aber ich sollte mich bitter getäuscht haben. Ich sah den Feldmarschall und General einzeln das Schloß verlassen und fühlte instinktiv, daß die beiden Männer, die unlöslich verbunden schienen, voneinander getrennt worden waren.

Nach wenigen Augenblicken befand ich mich wiederum an der Seite des Kaisers im Park.

„Ich habe dem General Ludendorff auf seinen Wunsch den Ab-

schied bewilligt." Der Kaiser sprach in tiefer Erregung, seine Nerven vibrierten.

„Der General erhob schwere Vorwürfe gegen die Regierung, weil sie die Heeresleitung nicht decke, unerhörte Beschimpfungen gegen den Generalstab unerwidert lasse. Ich habe dem General klarzumachen versucht, daß die so schwierige politische Lage schließlich doch durch die militärische geschaffen ist, ihn darauf aufmerksam gemacht, wie erschütternd die Forderung eines sofortigen Waffenstillstandes gewirkt hat, meinen Willen kundgegeben, zwei bewährte Armeeführer nach Berlin zu bescheiden, um dem Kanzler und dem Kriegskabinett über den Zustand und die Stimmung der Truppe zu berichten; habe ausdrücklich betont, daß diese Generale nicht etwa die operative Führung kritisierten, sondern lediglich die Aufgabe haben sollten, dem zweifelnden Kabinett einen moralischen Halt zu geben.

Aber der General sah in dieser Maßnahme mangelndes Vertrauen von meiner Seite und erbat seine Entlassung. Ich konnte nicht anders, als dieser Bitte Folge geben, habe dem General jede Verwendung, die ihm genehm sei, angeboten. Aber der General bat, von einer anderen Verwendung Abstand nehmen zu wollen, weil sein Gesundheitszustand Ausspannung erfordere.

Nunmehr kam auch der Feldmarschall mit der Bitte, ihn von seiner Stellung zu entbinden; er könne und wolle sich nicht von seinem treuen, unersetzlichen Mitarbeiter trennen. Ich habe dem Feldmarschall vorgestellt, daß er das Palladium des deutschen Volkes sei und in dieser Stunde äußerster Not sein Vaterland nicht verlassen dürfe. Das schlug durch; der Feldmarschall stimmt nach schwerem inneren Ringen zu."

Die Erregung des Kaisers hatte sich bei dieser Schilderung noch gesteigert. Er unterstrich immer wieder die gewaltigen militärischen Leistungen des Generals. Es sei aber ein Unglück gewesen, daß er zu überlastet gewesen sei. Die militärische Aufgabe sei so groß gewesen, daß sie den Einsatz der ganzen Persönlichkeit verlangt hätte.

Mein Herz krampfte sich zusammen. Ich stand vor einem Scherbenhaufen zerstörter aufrichtiger Bemühungen und zerschlagener Hoffnungen, hatte die Erwartungen, die man auf mich setzte, nicht erfüllt.

Ich sah ein, das Mißverstehen zwischen beiden Persönlichkeiten, das latent wohl immer bestand, ließ sich bei der Gegnerschaft des Prinzen Max und aller seiner Mitarbeiter nicht mehr überbrücken. Der Natur des Kaisers war der Typ des Willensmenschen, den General Ludendorff repräsentierte, wesensfremd. Die ungewollte Schroffheit des Generals berührte sein monarchisches Selbstbewußtsein, die Art und Weise, wie der General sich gab, raubten ihm die Unbefangenheit. Auf der anderen Seite fehlte dem General das Verständnis für die Eigenart seines Kaisers, dem er doch mit allen Fasern seines Herzens ergeben war. Er konnte seiner ganzen Veranlagung nach nicht verstehen, daß ein mit so vielseitiger hoher Verantwortung überlasteter Charakter schwankt und lange um Entschlüsse ringen muß, daß es einem lebhaften, leicht beeindruckten Temperamente schwer wird, Eindrücke in Urteile umzusetzen.

Wie hat der Kaiser um eine innere Gemeinschaft mit diesem Manne geworben! Wie hat er gewünscht, daß der General sein vertrautester Berater, ja sein Freund werden möchte! Welcher Segen hätte aus solchem Verhältnis erblühen, welche straffe, zielbewußte, einheitliche Führung des Reiches daraus erwachsen können! Schicksal oder Schuld? — Wer vermag die Frage zu beantworten? —

Wir blieben bis zum späten Abend im Schloß. Eine Audienz löste die andere ab. Ich hatte Gelegenheit, mit Oberst von Tieschowitz noch einmal ausführlich zu sprechen. Die Frage der Nachfolgerschaft wurde gestreift; wir gingen alle Möglichkeiten durch. General Graf von der Schulenburg, der in erster Linie in Frage kam, war als Chef des Kronprinzen unentbehrlich, General von Loßberg als Heeresgruppenchef schwer zu ersetzen. General von Seeckt befand sich noch in der Türkei. Wann würde er zurückkehren? Aber General Gröner — das war eine Möglichkeit. Dem General ging der Ruf eines vortrefflichen Organisators voraus. Gerade die so schwierigen Rückzugsbewegungen, das gewaltige Problem der Räumungsarbeiten würden dem militärischen Eisenbahnfachmann liegen. Daß der zukünftige Erste Generalquartiermeister berufen sein könne, eine entscheidende politische Rolle zu spielen, daran dachten wir nicht. Gab es für den Berufsoffizier überhaupt eine politische Schattierung? Wir kannten nur eine Politik und setzten sie bei jedem Berufs-

offizier voraus: Treue gegenüber dem angestammten Bundesfürsten, Treue zu Kaiser und Reich.

Zu später Stunde eilte das kaiserliche Auto nach Potsdam zurück. Neben ihrem Gemahl saß die Kaiserin und streichelte leise die Hand des erschöpften Mannes.

Die Vorzeichen des Umsturzes.

Am nächsten Tage ging die deutsche Antwort hinaus:

„Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich in dem deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Hände die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt. Die deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat."

Ja, der Präsident weiß, daß er richtig gerechnet hat, daß das Sinnbild und die Quelle deutscher Kraft zum Schatten geworden, daß ein Volk, welches in der Stunde der Entscheidung um Volksrechte feilscht, auf ein feindliches Geheiß sich dazu bereit findet, sich seiner „militärischen Herrscher und monarchischen Autokraten" zu entledigen, auf die nationale Verteidigung verzichtet hat.

Die Amnestie öffnet die Tore der Gefängnisse. Liebknecht und Dittmann, unterstützt von einem Heere volksfremder Agitatoren, dürfen öffentlich die Revolution predigen. Belagerungszustand? Den militärischen Befehlshabern sind die Hände gebunden, ihre Maßnahmen und Anordnungen bedürfen der Zustimmung des Reichskanzlers oder dessen für diesen Sonderzweck bestellten Stellvertreters. Aber diese wollen keine Politik der Autorität, sondern eine „Politik des Vertrauens".

Blinder Illusionismus wuchert auf. Wenn doch der Kaiser das

Opfer brächte! Das würde die Lage entspannen. Albert Ballin schreibt am 25. Oktober in einem Briefe:

„Die Note — gemeint ist die zweite Wilson-Note — läßt nach meiner Auffassung klar erkennen, daß Wilson und seine Verbündeten den Rücktritt der Hohenzollern oder doch mindestens des Kaisers und des Kronprinzen anstreben und in der Form gemilderter Friedensbedingungen bezahlen würden.

Jeder der Männer an der Spitze der Regierungen hat für seine Galerie zu spielen, und der Galerie könnte man allerdings den großen Erfolg nicht greifbarer darlegen, als wenn man den Mann, der verantwortlich für den Krieg gezeichnet hat, als Opfer fordere und erhielte. Ich glaube nicht, daß der Kaiser sehr traurig sein würde, wenn er jetzt mit einer noblen Geste sich ins Privatleben zurückziehen könnte. Der Krieg, der dem Charakter des hohen Herrn völlig zuwider lag, hat doch so zermürbend auf ihn gewirkt, daß man auch in seinem Interesse nur wünschen könnte, daß ihm der Rückzug in ein behagliches Privatleben ermöglicht werde. Das wird er selbst erkennen und sicherlich dem Wohlergehen des Volkes sich nicht in den Weg stellen wollen. Dagegen wird natürlich seitens der Kaiserin ein sehr erheblicher Widerstand aufgebracht werden. Die Ernennung seines Enkels zum Nachfolger und die Einsetzung eines Regenten, dem man Vertrauen entgegenbringt, würde heute der ganzen deutschen Situation viel von ihrer Furchtbarkeit abstreifen. Natürlich würde ein solcher Rücktritt nicht ohne gewisse Erschütterung vor sich gehen, aber diese Nachteile müßten in den Kauf genommen werden. Schön wäre es ja, wenn man sie vermeiden könnte und wenn man den Kaiser in die Position eines Königs von England zu bringen vermöchte, der im wesentlichen alle Annehmlichkeiten des Königtums genießt, ohne durch Verantwortungen, die zu tragen er gar nicht in der Lage ist, belastet zu sein. Freude am Regieren hat meines Erachtens der Kaiser nie gehabt, jedenfalls hat er diese Freude, nachdem er sich diesen Krieg auf den Hals hatte laden lassen, recht verloren.*

Annehmlichkeiten des Königtums? Freude am Regieren? — Kommt es jetzt darauf an, kam es je darauf an?" —

* „Albert Ballin." Von Bernhard Huldermann.

Der Kaiser hat erkannt, daß die Hetze gegen seine Person ein Kampfmittel unserer Feinde ist, um den monarchischen Gedanken in Deutschland zu erdrosseln. Unsere Feinde wissen, daß einzig und allein die Monarchie Deutschland groß und stark gemacht hat, so stark, daß die ganze Welt vier Jahre lang vergeblich um einen Sieg ringen mußte, wissen, daß die Wurzeln der Riesenstärke zerstört sind, wenn es gelingt, mit dem Monarchen die Monarchie zu beseitigen. Der Zersetzung im Innern wird dann schnell der Zusammenbruch des so gefürchteten militärischen Widerstandes folgen.

Ist es in solcher Lage ein Opfer für den Monarchen, sich mit „nobler Geste" in ein „behagliches Privatleben" zurückzuziehen? Erheischt königliches Pflichtbewußtsein nicht vielmehr das persönliche Opfer des Standhaltens?

Auch auf den Kronprinzen hat man die Hetze ausgedehnt. Glaubt man wirklich, in einer solchen Zeit eine Staatseinrichtung erhalten zu können, wenn man zwei berufene Träger ausschaltet, um sich mit den Krücken einer Regentschaft zu behelfen? Wer solche Gedanken verfolgte, trieb Selbstbetrug gegenüber eigener Überzeugung, beschwichtigte das beunruhigte Gewissen mit Phrasen.

Aber es gab auch andere Stimmen, die erkennen ließen, daß die überwiegende Mehrheit des Volkes innerlich noch hinter der Person des Monarchen stand.

„Träte der Kaiser vom Throne zurück," so schrieb die ‚Kölnische Volks-Zeitung', „so würde in weiten Kreisen, wie seinerzeit in Rußland, der zerstörende Geist des Bolschewismus um sich greifen. Das deutsche Volk ist in seinem besten Kerne monarchisch gesinnt und wird eine aus den Tagen unserer Altvorderen überlieferte und in ernsten und harten Zeiten bewährte Einrichtung nicht ohne weiteres preisgeben."

Das Berliner Zentrumsblatt, die „Germania", fand würdige Worte ernster Warnung:

„Völker leben von Ideen, und Reiche werden von Ideen zusammengehalten. Das müssen wir Deutschen uns vor Augen halten, damit wir jenseits von dem Gefühl der Zuneigung und Abneigung nicht ver-

gessen, daß mit der Abdankung des Kaisers das Gefüge des Deutschen Reiches sich verhängnisvoll lockern und daß vor allem auch ein Damm gegen die Gefahr der Plutokratie abgetragen würde."

Zahllose Kundgebungen von Parteiorganisationen und Korporationen, Vereinen und Einzelpersonen stärkten den Monarchen in seinem festen Entschluß, jeden Gedanken einer Abdankung von sich zu weisen, einer Abdankung, die ihm gleichbedeutend war mit Fahnenflucht von der Führerstelle, an die ihn ein göttliches Geschick gestellt hatte, gleichbedeutend war mit Verrat am eigenen Volkstum, das mehr denn je eines ideellen Zusammenhaltes, wie ihn nur das Festhalten an der monarchischen Tradition zu schaffen vermochte, bedurfte.

Neue Schicksalsschläge treffen den Kaiser: Ein Telegramm aus Wien meldet am 28., daß der Verbündete sich in Anbetracht der militärischen Lage genötigt gesehen habe, ohne das Ergebnis anderer Verhandlungen abzuwarten, in Verhandlungen über einen sofortigen Waffenstillstand an allen Fronten Österreich-Ungarns einzutreten. Fast wie Hohn klingt es, wenn Kaiser Karl in diesem Telegramm hoch und heilig versichert, er werde an der Spitze seiner deutschstämmigen Truppen dafür sorgen, daß der Feind von den Grenzen des Deutschen Reiches ferngehalten würde.

Verächtlich, mit schmerzlich zuckenden Lippen, wirft der Kaiser das Schriftstück auf den Arbeitstisch. Also das der Lohn für die „Nibelungentreue"? —

Berlin brodelt wie ein Kessel. Die Elemente des Aufruhrs, die hier ihr Hauptquartier haben, erhalten reichlichen Zuzug: Deserteure, Lazarettentlassene, schließlich Urlauber, denen die Stauung auf der Eisenbahn infolge der Abschubbewegung die Rückkehr zur Truppe verwehrt. Schon vor Wochen hat der Kaiser die Heeresleitung gebeten, durch Entsendung zuverlässiger Truppenstämme der Staatsautorität die Mittel in die Hand zu geben, etwaige Unruhen im Keime zu ersticken. Die getroffenen Maßnahmen sind noch nicht wirksam.

Gewiß, Berlin ist nicht Preußen, ist nicht das Deutsche Reich. Aber das wollen die Männer, in deren schwachen Händen die Staatsgewalt ruht, nicht einsehen. Einzelerscheinungen der Großstadt verwirren ihnen das Urteil. Es ist kein Zweifel, das Kriegskabinett beginnt in

der Kaiserfrage zu schwanken. Schon versucht Prinz Max durch Mittelspersonen einen Druck auf den Monarchen auszuüben.

Wo sind die Bundesfürsten? Weshalb treten sie nicht ein für den primus inter pares? Weshalb entlastet man den Kaiser nicht durch den „Senat der Nation"? Ich warne, bitte Herrn von Delbrück, sich des Königs von Preußen zu erinnern. — Stummes Kopfschütteln.

Die Regierung wird an den Edelmut des Monarchen appellieren. In der Reichshauptstadt können Ereignisse eintreten, die ihn jeder Entschlußfreiheit berauben.

Was soll militärisch geschehen, wenn die Kapitulation des österreichisch-ungarischen Heeres in den nächsten Stunden zur Tatsache geworden ist? Der Feldmarschall hat den Wunsch, daß der Kaiser zur Beratung der zu treffenden Maßnahmen nach Spa kommt. Ich übermittelte diesen Wunsch. Der Kaiser stimmt zu. Aber der Reichskanzler äußert Bedenken. Fürchtet er eine Fronde der Armee?*

Wenn je, so gehört jetzt der Oberste Kriegsherr dorthin, wo die schließliche Entscheidung des Krieges fallen muß, zum kämpfenden Heer. Der Entschluß bleibt bestehen.

Am Abend des 30. fährt der Monarch von Wildpark ab. Wie wird er die Heimat wiederfinden? Wird er einen erträglichen Frieden zurückbringen?

Die Kaiserin hat den Gemahl zum Bahnhof geleitet. Sie bleibt an seiner Seite, bis der Pfiff zur Abfahrt ertönt — treu, standhaft, furchtlos.

---

* Bereits am 31. früh hat der Kanzler den bei der Kaiserin im Neuen Palais zurückgebliebenen Prinzen August Wilhelm von Preußen zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen, die dann auch stattfand. Ihr Zweck war, den Prinzen zu überreden, seinem kaiserlichen Vater sofort nachzureisen und mit der Abdankungsurkunde zurückzukommen, ein Ansinnen, das selbstverständlich abgelehnt wurde. Darauf hingewiesen, daß der verantwortliche Kanzler allein die Persönlichkeit sei, dem Kaiser einen solchen Rat zu unterbreiten, erklärte der Prinz Max, dies als „Verwandter und Freund" nicht tun zu können, auch fühle er sich viel zu krank, um derartige Aufregungen zu ertragen. Als ihm darauf bedeutet wurde, er solle doch sofort von seinem Amte zurücktreten, da er schwerlich in diesem Zustande der rechte Mann für diese wichtige Staatsstellung sei, behauptete der Kanzler, wenn er ginge, stürze alles zusammen. (Aus dem Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 3. Oktober bis 14. November 1918.)

Die Entsendung des Ministers Drews.

Wir sind wieder in Spa. Das kaiserliche Quartier hat man in Erwartung einer Zurückverlegung der Obersten Heersleitung bereits geräumt. Bis die sehr beschränkte Villa Fraineuse zur vorübergehenden Aufnahme hergerichtet ist, wird der Kaiser mit seinem Gefolge im Hofzuge wohnen bleiben.

Der neue Erste Generalquartiermeister hat seine Tätigkeit aufgenommen. Er kann berichten, daß der Rückzug in die Antwerpen-Maas-Stellung sich im allgemeinen ordnungsmäßig vollzieht. Allerdings, der feindliche Druck östlich der Argonnen macht sich recht unangenehm bemerkbar. Unsere Truppen sind aufs äußerste erschöpft; aber auch drüben sind Zeichen der Ermattung zu spüren.

In sinnloser Zerstörungswut läßt der Gegner den gesamten Apparat seiner materiellen Kriegsrüstung spielen. Die Geschosse seiner weittragenden Geschütze, die Bomben seiner Fliegergeschwader vernichten rücksichtslos in belgischem und französischem Lande das, was deutsche Fürsorge erhalten hat und erhalten möchte.

Noch immer keine Antwort auf die deutsche Note vom 27. Oktober? Haben die Alliierten untereinander Meinungsverschiedenheiten, oder genügt ihnen die Unterwürfigkeit der deutschen Regierung nicht? Hoffen sie noch auf eine „capitulation en rase campagne", auf den Lorbeer der Unsterblichkeit, den ihnen die Geschicklichkeit deutscher Führung und die moralische Überlegenheit des deutschen Soldaten bisher vorenthalten hat, glauben sie, daß es nötig sei, einem Frieden der Gewalt durch Entfesselung eines Siegerrausches bei ihren Völkern freie Bahn machen zu müssen? — Oder wollen sie etwa abwarten, bis die Giftsaat innerer Zwietracht, die sie mit so viel Raffinement gesät und die Wilsons arglistige Noten so über alle Erwartung schnell und üppig haben sprießen lassen, zu reicher Ernte Früchte trägt? Aus Kiel bringt der Nachrichtendienst in das Ententelager merkwürdige Kunde. Man hört von schweren Meutereien in der deutschen Flotte. Gibt es noch einen staatlichen Willen

im Lande Friedrichs des Großen, im Reiche Bismarcks? Darauf wird man bei den Bedingungen für einen Waffenstillstand Rücksicht nehmen müssen.

Nein, es gibt in Berlin keinen staatlichen Willen mehr. Man wird versuchen, mit einer „Politik des Vertrauens" weiter zu kommen. Die Mehrheitssozialisten stehen vor der Frage, wie diese Politik gegenüber der immer stärker anwachsenden Welle eines bolschewistischen Radikalismus durchgeführt werden soll. „Es rast der See und will sein Opfer haben." Gibt man die Monarchie preis, dann behält man die Masse besser in der Hand, kann auch auf Sympathien im Bürgertum rechnen. Und ist nicht der alte Ruf „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" auch drüben lebendig? — Gewiß, die Genossen in den Heeren der Alliierten werden Morgenluft wittern, werden die Waffen niederlegen vor der roten Fahne internationaler Solidarität.

Prinz Max, krank, überarbeitet, lebt in dem Wahn, durch die Beseitigung des Monarchen die monarchische Institution erhalten, die innerpolitischen Schwierigkeiten beheben und gleichzeitig die Atmosphäre des Mißtrauens bei unseren Feinden reinigen zu können. Er wird den Minister Drews, einen alten preußischen Beamten, nach Spa schicken, um den Kaiser von der Notwendigkeit einer Abdankung zu überzeugen.

Am 1. November in den frühen Nachmittagsstunden findet in der Villa Fraineuse die Aussprache statt.

Ich habe die Zeit zu einem Spaziergang benutzt. Plötzlich höre ich die Hupe des kaiserlichen Autos. Der Kaiser läßt halten, winkt mich zu sich in den Wagen. Mit leuchtendem Blick erzählt er mir von dem, was vorgefallen. „Sie hätten sehen sollen, wie der Feldmarschall sich vor seinen Kaiser stellte! — Daß der ruhige Gröner so in Harnisch geraten kann! Der hat Drews gehörig klargemacht, wo die Hauptgefahr für das Vaterland liegt, nicht in der Übermacht unserer Feinde, sondern in der Zersetzung und Auflehnung der Heimat. Daß es gerade ein süddeutscher General war, der so für den Deutschen Kaiser und König von Preußen eintrat, wie hat mir das wohlgetan!" —

Der Monarch hat klar erkannt, daß hinter der ihm gestellten

Zumutung mehr steckt als der törichte Glaube, durch Beseitigung desjenigen, der die Kriegserklärung unterschrieb, eine größere Einigkeit des verhetzten und gequälten deutschen Volkes zu erreichen und die Alliierten einem Verständigungsfrieden geneigt zu machen. Nein, wie wir einst den Bolschewismus benutzt hatten, um Rußlands Widerstandskraft zu lähmen, so benutzen jetzt unsere Feinde den Geist der Auflehnung innerhalb des deutschen Volkes dazu, um die Möglichkeit einer nationalen Erhebung gegen ein furchtbares Diktat, das sie uns zudenken, im Keime zu ersticken. Und dieser Geist der Auflehnung, genährt vom Ideengehalt der russischen Revolution, wendet sich nicht nur gegen die Person des Monarchen, nicht nur gegen die Monarchie, sondern gegen den Staat und die Gesellschaft überhaupt. Gibt der Träger der Krone dem Drängen nach, dann wird die Heimat in Anarchie fallen und gleichzeitig das Instrument zerstört werden, das allein die Autorität des Staates wieder herstellen und eine Schutzwehr gegen den feindlichen Vernichtungswillen bilden kann.

Noch heute vertreten zahlreiche deutsche Männer, begabt mit der so hochgepriesenen „deutschen Objektivität", die Ansicht, unser furchtbarer Zusammenbruch sei nicht durch die sogenannte Revolution, sondern diese „Revolution" sei durch die kriegerische Niederlage hervorgerufen worden. Das ist genau dasselbe, als wenn man für eine Truppe aus einem Mißerfolg der Waffen das Recht herleiten wollte, zu meutern und dadurch aus einem Rückzug die Auflösung zu machen. Die Blüchersche Armee hat im Frühjahrsfeldzug 1813 eine Niederlage nach der anderen erlitten. Sie war abgehetzt, schlecht genährt, schlecht ausgerüstet. Die schlesischen Landwehren standen am Vortage der Katzbachschlacht dicht vor dem völligen physischen Versagen. Manneszucht und vaterländischer Geist erwiesen sich in letzter Stunde als stärker.

Im Jahre 1918 war das Gegenteil der Fall. Die im Vergleich zur Zeit von 1813 bedeutend stärkere seelische Belastung darf das Urteil nicht verwirren. Für anarchische Auflehnung in Zeiten äußeren Druckes gibt es keine historische Rechtfertigung. Das Wort vom „Dolchstoß in den Rücken des Heeres" ist eine furchtbare Wahrheit.

In wiederholten Besprechungen wurden in den ersten Novembertagen Mittel und Wege erörtert, um der staatlichen Autorität den notwendigen Rückhalt zu geben. Die Ereignisse in Kiel am 3. November zeigten, wie stark die revolutionäre Propaganda die Disziplin und Zuverlässigkeit der Heimattruppen angefressen hatte, wie das Gefühl der Machtlosigkeit die Entschlußfreudigkeit und Tatkraft aller ausführenden Organe der militärischen und zivilen Autorität bis zu würdeloser Kapitulation lähmte. Die Bestürzung, ohne Machtmittel einer Hydra mit tausend Köpfen gegenüberzustehen, raubte manchem, der mutig und kaltblütig den unzähligen Gefahren der Schlachten getrotzt hatte, die Geistesgegenwart. Oder war das eingetreten, was mir einer der bewährtesten Männer dieses Krieges einmal antwortete, als ich die Frage aufwarf, ob das Versagen unserer militärischen Stellen gegenüber dem Aufruhr in der Heimat etwa zurückzuführen sei auf die Unbeholfenheit und Verständnislosigkeit gegenüber den Erscheinungen unseres innerpolitischen Lebens? „Nein, wir waren alle verbraucht. Einer solchen neuen Beanspruchung waren unsere Nerven nicht mehr gewachsen!"

Wollte man die Staatsautorität wieder herstellen, dann brauchte man unbedingt zuverlässige Werkzeuge der Macht, die sich nur durch Herauslösen festgeschlossener Verbände und erprobter Führer schaffen ließen. Die schon eingeleiteten Maßnahmen wurden beschleunigt, die Bildung von Oberkommandos für den Heimatschutz in die Wege geleitet. Denn auch die Notwendigkeit einer Grenzsicherung im Süden und Osten unseres Vaterlandes wurde brennend.

Dem Abfall Bulgariens war am 1. November die Kapitulation der Türkei gefolgt, und am 3. unterzeichnete Graf Andrassy den Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und den Alliierten, der die Unterwerfung so weit trieb, daß unsere Feinde alle Straßen, Wasserwege, Eisenbahnen und Transportmittel der Doppelmonarchie frei benutzen konnten.

Deutschland glich mehr und mehr einer zernierten Festung in des Wortes wahrster Bedeutung. Aber es war immer noch eine starke Festung, wofern die Zernierten gewillt waren, sie nur in Ehren zu übergeben.

Der Monarch wurde in dieser Lage zum Symbol des letzten entschlossenen Widerstandes. Das erkannte auch General Gröner. Er erklärte: „Für das deutsche Heer darf es keine Kaiserfrage geben!"

War er entschlossen, die Folgerungen aus diesem Gelöbnis zu ziehen?

Der Kaiser an der Front.

Hinaus aus dem tatenlosen Abwarten, aus der Stickluft der Giftschwaden, die in der Heimat jedes gesunde Empfinden zu ertöten drohen. Draußen an der Front wird der Hauch edler Vaterlandsliebe die Seele befreien. Bei seinen Feldgrauen wird dem Soldatenkaiser wieder zum Bewußtsein kommen, was die deutschen Stämme zu einem Volk zusammenfügte, was vier Jahre lang dem Ansturm der ganzen Welt standhielt.

Wir fahren zur Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Der fürstliche Heerführer und der Oberbefehlshaber der 4. Armee General Sixt v. Arnim geleiten den Kaiser im Auto von Unterkunft zu Unterkunft. Sie können rühmend berichten von der heldenhaften Haltung ihrer Truppen. Schrittweise weicht das Heer dem Drucke des Gegners. Aber der Schrecken vor den feindlichen Panzerwagen ist verschwunden, und wo der Engländer, Franzose oder Amerikaner die Überlegenheit seines Materials wirkungslos sieht, da wird er lau im Angriff. Die Kampfesfreudigkeit auf gegnerischer Seite nimmt mehr und mehr ab. Wenn nur unserer Mannschaft, die nun seit Monaten am Feinde steht, eine Atempause gelassen werden könnte!

Ja, man sieht es den Männern, die in würdiger militärischer Haltung ihrem Obersten Kriegsherrn ins Auge schauen, an, wie unsagbar viel sie auszustehen haben. Magere, sehnige Gestalten, von schwerem Erleben gezeichnete Gesichtszüge. Da herrscht kein trügerischer Jubel augenblicklichen Gefühlsüberschwangs. Es geht um Wichtigeres, um inneres Sichverstehen; Treue um Treue in bitterster Not.

Wir betreten den mauerumschlossenen Hof eines ländlichen Edelsitzes. Die Luft vibriert. Die Geschütze da vorn singen ihr ununter-

brochenes Lied: dunkle Tonwellen, als rühre eine unsichtbare Macht mit stumpfem Schlägel das metallne Gewölbe des Himmels.

Der Kaiser heftet Kreuz nach Kreuz auf die Heldenbrust seiner sturmbewährten Krieger. Rede und Gegenrede, warme, ermunternde Worte, hier Verbundenheit gemeinsamen Erlebens, dort landesväterliche Teilnahme für die Sorgen daheim, Fragen nach der Mutter, nach Brüdern und Schwestern, nach Frau und Kind.

Plötzlich ein leises, metallenes Surren. Eine Meldung: „Feindliche Flieger kommen!" Im nächsten Augenblick das betäubende Getöse der Fliegerabwehr: donnernde Abschüsse, tackende Maschinengewehre, der fauchende Flug der Granaten und Schrappnells, hier und dort das Sausen eines Eisenstücks.

Gleichmütig schreitet der Oberste Kriegsherr weiter von Mann zu Mann. Heller leuchten seine Augen, wärmer werden die Worte, fast schmerzhaft stark der gewohnte kräftige Händedruck seiner Rechten.

Begleitet von der brausenden Sinfonie der Materialschlacht treten wir die Rückfahrt an. Voller Spannung sind die Augen des Kaisers gen Himmel gerichtet. Werden unsere Jagdstaffeln erscheinen; wird es zum Ringen kommen dort oben in den Lüften; wird der Oberste Kriegsherr den tapferen deutschen Männern, die Tag für Tag ihr Leben im Luftkampfe Mann gegen Mann aufs Spiel setzen, seinen Gruß senden können?

Es wird stiller und stiller. Der Kaiser sinnt, und in tiefer Sehnsucht ringen sich die Worte von seinen Lippen: „Möchten sie doch alle fühlen, wie gern ich jede Not und Gefahr mit ihnen teilte!"

Wir haben einen weiten Weg bis zum Kaiserzuge, der abseits der großen Strecke, möglichst gegen Sicht gedeckt, abgestellt worden ist. Je weiter wir uns vom Schlachtfelde entfernen, um so weniger erfreuliche Bilder bieten die Unterkünfte. Gewiß, auch hier freudig überraschte Landsturmleute, manch in impulsiver Wallung zu herzlicher Ovation gehobener Arm, aber auch absichtliche Nachlässigkeit, kalte Mienen, ja offenkundige Ablehnung und Abkehr. Doch was bedeuten schließlich diese Ausnahmen? —

Die Insassen des Zuges haben am Nachmittag viel Unruhe gehabt. Auch hier sind feindliche Flieger in bedrohlicher Nähe erschienen und haben Bomben abgeworfen. Bei der Abendtafel im dicht abgeblendeten

Speisewagen wird scherzend erzählt, wie eilig die Hofräte und das nicht militärische Personal ihre Arbeitsstätten verlassen haben, wie sie die Vorsicht als besseren Teil der Tapferkeit wählten. Der Kaiser lächelt — „Toren!“ — Da plötzlich eine schwere Detonation — eine Bombe. Jetzt eine zweite. Hat man den Zug bei Tage entdeckt, gelang feindlicher Spionage schnelle Verständigung?

Das Gespräch am Ende der Tafel verstummt. Lange Gesichter und erkennbare Nervosität der Nichtsoldaten. Ein furchtloser, aber besorgter Blick des Hofmarschalls.

Ich sitze dem Kaiser gegenüber. Verächtlich zucken seine Mundwinkel. Dann aber tritt eine unendliche Nachsicht in die stählernen Augen. Für einen Augenblick kehrt der Blick sich nach innen. Wie heißt es doch gleich? — Wallenstein? — Nein. — Ja, jetzt ist es da, dem stets lebendigen Gedächtnis greifbar. — Während ein dritter Krach Himmel und Erde erschüttert, spricht der Kaiser mit ruhiger, gedämpfter Stimme:

„Der Feige stirbt schon vielmal, eh er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal aller,
Kommt, wann er kommen soll.*

Der Aufruhr.

Die Unruhe des Kaisers wächst. Kommt ein Waffenstillstand mit erträglichen Bedingungen zustande, dann wird man der inneren Schwierigkeiten Herr werden!

Wie sollen die langen Stunden des Tages gekürzt werden? Weite Wanderungen bannen fruchtloses Grübeln. Fürst Fürstenberg ist aus Wien gekommen und erzählt von dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie. Er will jetzt in den Tagen der Entscheidung seinem väterlichen Freunde nahe sein, ihm menschlich geben,

* Shakespeare, Julius Cäsar.

was er geben kann, nachdem drüben an der Donau nichts mehr zu retten ist. Kann er nichts für den Kaiser tun? Gewiß, er wird zu den Bundesfürsten fahren, sie beschwören, für die Person des geschmähten Reichsoberhauptes einzutreten. Wenn nur die Antwort Wilsons einträfe! Aus englischer Quelle hat man eine Nachricht über die Verhandlungen unter den Alliierten. Es sind schwere Bedingungen, die da erörtert werden, aber man scheint doch vor einer Überspannung der Forderungen zurückzuschrecken, fürchtet durch Überspannung den „furor teutonicus" auszulösen.* Der Kaiser atmet auf. Noch ist Hoffnung vorhanden, daß das Ende erträglich wird.

Endlich geht am 5. die Antwort des Präsidenten ein. Marschall Foch ist ermächtigt, Vertretern der deutschen Regierung die Waffenstillstandsbedingungen mitzuteilen.

Seit Wochen hat eine militärische Waffenstillstandskommission unter Vorsitz des Generals von Gündell im Großen Hauptquartier alle technischen Fragen durchberaten. Aber das Kriegskabinett will auch äußerlich mit dem Militarismus gründlich brechen. Ein General als Vertreter der deutschen Regierung? — Unmöglich! Das könnte den Gegner reizen, könnte wie schlechter Wille, ja wie Trotz aussehen!

Man wird den Staatssekretär Erzberger senden, den Mann von reicher diplomatischer Erfahrung und Sachkenntnis auf allen Gebieten des Völkerlebens. Er wird erträgliche Bedingungen durch seine persönliche Geschicklichkeit erwirken. Man wird ihm als Mitglied der Volksregierung Vertrauen entgegenbringen, ihn anders behandeln und bewerten als einen verhaßten preußisch-deutschen General mit steifem Nacken und festem Rückgrat!

Die Fahrt zum Stelldichein im Walde von Compiègne fängt nicht gerade glücklich an. Das Auto des Staatssekretärs erleidet kurz

---

* Jean de Pierrefeu berichtet in seinem Buche: „G. Q. G. Secteur 1. Trois ans en Grand Quartier", daß zwei Entwürfe vorhanden gewesen sind, die beide den Rückzug der Deutschen aus den besetzten Gebieten in einer genügend bemessenen Frist forderten, den Deutschen aber die mitgeführten Waffen und Gepäckstücke beließen. Nur in einem Entwurf war die Besetzung des linken Rheinufers und von Brückenköpfen vorgesehen. Die Allgemeinheit nahm an, die Deutschen würden sich einer solchen Bedingung nicht fügen. Marschall Foch tat den Ausspruch: „Die Deutschen, gute Soldaten, haben sich auch gut geschlagen. Man wird ihr Heer bestehen lassen."

hinter Spa eine unheilbare Panne. Man muß umkehren. Neue Verzögerung.

Aus der Heimat kommt eine unfaßbare Meldung nach der andern. Der Aufruhr in Kiel wird nicht eingedämmt; er greift auf andere Seestädte über. Man hört, daß sich nach russischem Muster Soldaten- und Arbeiterräte gebildet haben und daß die politischen Gewalten keinen Widerstand leisteten. Sollte es nicht gelingen, den Herd des Aufstandes abzuriegeln? Das m u ß doch gelingen, wenn man den Willen hat! — Aber man hat daheim den Willen nicht, man verlegt sich aufs Verhandeln mit Meuterern und Hochverrätern.

Da loht auch schon die Flamme des Aufruhrs am anderen Ende des Reiches auf. Am 7. November proklamiert der Straßenpöbel von München, der von landfremden Elementen reichlichen Zuzug erhalten hat, die Errichtung einer demokratisch-sozialistischen Republik Bayern.

Den Mehrheitssozialisten fährt das gewaltig in die Glieder. Man muß etwas unternehmen, sonst geht der Anschluß an die Bewegung der Straße verloren. Habt ihr Männer der Arbeiterbataillone noch einen freien Willen? Eure Einsicht muß euch doch sagen, daß ihr eine Verantwortung übernehmt, die ihr nicht tragen könnt, daß euer Umfall nicht allein ein altes bewährtes System radikal beseitigen, sondern gleichzeitig mit dem Vaterlande euch selbst zertrümmern wird! — Nein, sie haben nicht die Souveränität des Willens, die einst einen Bebel zum Führer machte. Die Epigonen sind Sklaven der Verführten geworden.

Aber wird nicht das Heer aufbegehren, wenn man in d i e s e m Augenblick die Monarchie beseitigt? — Man muß es vorsichtig einrichten, muß die Monarchie gewissermaßen zum Selbstmord treiben, um sich für jetzt und alle Zukunft zu diskreditieren. Am 7. November stellt der Staatssekretär Scheidemann das Ultimatum: Aufhebung der Versammlungsverbote, äußerste Zurückhaltung der Polizei und des Militärs gegenüber Demonstrationen, Umbildung der preußischen Regierung im Sinne der Reichstagsmehrheit, Verstärkung des sozialdemokratischen Einflusses in der Reichsregierung, Abdankung des Kaisers und Thronverzicht des Kronprinzen.

Prinz Max legt sich aufs Bitten, man möge das Ultimatum ver-

schieben, bis der Waffenstillstand abgeschlossen sei. Er erreicht eine Gnadenfrist von vierundzwanzig Stunden. Inzwischen wird er auf den Kaiser einwirken, wird an den Edelmut des Monarchen appellieren, ihn beschwören, durch das persönliche „Opfer" das Vaterland zu retten.

Der Kaiser bleibt fest. Er sieht weiter als der in der Atmosphäre der Reichshauptstadt ängstlich tastende Staatsmann. Der Feldmarschall und General Gröner haben ja versichert, daß es für das Volk in Waffen keine Kaiserfrage geben dürfe.

Der 8. November verrinnt. Die ganze Welt erscheint wie ein einziger gewaltiger Gewitterhimmel, drohend, voll unerträglicher Spannung.

Abends ruft man mich in die Operationsabteilung. Es sind Nachrichten da, daß der Aufruhr auf Köln, Koblenz, Mainz übergesprungen ist.

Die Rheinbrücken in der Hand von Meuterern, die zum Äußersten entschlossen scheinen? — Sehr schlimm! Denn die großen Magazine, aus denen man schöpft, liegen auf dem rechten Rheinufer. Eine Berechnung hat ergeben, daß die beim Heere vorhandene Verpflegung nur für vier Tage reicht. Versagt der Nachschub, dann wird das Heer hungern. — Man möge die Rheinfestungen mit Gewalt zur Raison bringen! — Ausgeschlossen! Die Meuterer werden keinen Verpflegungszug mehr durchlassen, werden Gewalt mit Gewalt beantworten und nicht davor zurückschrecken, die lagernden Vorräte zu vernichten.

Man fragt mich, ob dem Kaiser diese Lage bekannt sei. Wenn nicht, dann sei es meine Pflicht, auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Ich erwidere, daß eine so schwerwiegende Meldung dem Kaiser von den verantwortlichen Persönlichkeiten vorgetragen werden müsse.

Steht es wirklich so schlimm? Sind die Besorgnisse nicht übertrieben? In später Stunde eile ich zu General Frhrn. Marschall und berichte ihm, was ich soeben erfahren habe. Der General ist tief betroffen. Die Heeresleitung scheint zu schwanken. General Gröner hat Äußerungen getan, die erkennen lassen, daß sein B e s u c h

in Berlin ihn wankend gemacht hat. Mögen die Männer, denen der Kaiser die Führung des Heeres anvertraute, die Richtigkeit solcher schwerwiegenden Meldungen persönlich verbürgen. „Wer glaubt", so spricht der General, „Seiner Majestät den Rat geben zu müssen, abzudanken, soll urkundlich die Verantwortung vor der Welt und vor der Geschichte übernehmen."

Muß nicht der werdende Tag die Sorgengespenster nächtlicher Stunden verschwinden lassen? Sollte das deutsche Volk wirklich von allen guten Geistern verlassen sein, nicht die Kraft aufbringen, den Wahnsinn eines Aufruhrs von sich abzuschütteln? Ich konnte es nicht glauben.

Der 9. November.

In der Frühe des nächsten Morgens bin ich bei General Gröner. Er ist einsilbig, verschlossen, bestätigt, daß die Verpflegung des Feldheeres durch das Übergreifen des Aufstandes an den Rhein stark gefährdet ist. Auch bei den Fronttruppen, namentlich aber im rückwärtigen Heeresgebiet, sei eine starke revolutionäre Bewegung bemerkbar.

„Weiß der Kaiser von der Verschärfung der Lage?" so frage ich.

„Wir erwarten in den nächsten Stunden eine Klärung der Verhältnisse. Zahlreiche Frontoffiziere sind in Spa eingetroffen, um über die Stimmung der Truppen zu berichten. Das Ergebnis der Ermittlungen wird dem Kaiser vorgetragen werden."

Das Telephon ruft mich nach der Villa Fraineuse, wohin der Kaiser übergesiedelt ist.

Wie aus Zucker gegossen, liegt das weiße, von zierlichen Zinnen gekrönte Haus vor mir im weiten, baumreichen Park. Durch die marmorne Vorhalle gelangt man geradeaus in den breiten Gartensaal, der durch hochfenstrige Türen den Blick freiläßt auf waldumkränzte weite Rasenflächen. Linker Hand befindet sich der Speisesaal, rechter Hand ein Gesellschaftszimmer, an das sich ein kleines Kabinett schließt, in dem sich der diensttuende Adjutant aufzuhalten pflegt.

Eine breite Treppe führt aus der Vorhalle ins Obergeschoß zu den Wohngemächern des Kaisers. Kein Prunk, keine Üppigkeit, überall die harmonische, stilvolle Einfachheit englischer Baukunst.

Der Kaiser hat sich bereits zum Morgengang gerüstet. Sein Antlitz ist tiefernst, aber ohne Spuren nervöser Erregung.

Wir treten aus der Vorhalle ins Freie. Der Posten des Sturmbataillons Rohr, das den Wachdienst versieht, erweist stramme Ehrenbezeigung. Der Kaiser nickt dem Manne freundlich zu.

„Ich werde in der Nähe des Hauses bleiben, damit ich jederzeit zur Hand bin, wenn einer der Herren mich sprechen will."*

Dichter Herbstnebel hemmt jeden Fernblick. Leise tropft es von den Zweigen, und wasserbeschwert sinken die letzten sterbenden Blätter von den fast entlaubten Bäumen zu Boden. Aber die naßkalte Luft erfrischt, läßt das Blut lebhafter kreisen.

Der Kaiser lenkt das Gespräch sogleich auf das Anwachsen der bolschewistischen Flut, die ganz Österreich-Ungarn ergriffen hätte und nun über Deutschland dahin zu branden sich anschicke. Es sei widersinnig, daß angesichts dieser furchtbaren Gefahr, die nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa bedrohe, der Krieg weiter dauere. Des Kaisers heilige Pflicht wäre es, einen festen Damm gegen diesen Wahnwitz zu errichten. Man dürfe die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch unsere Feinde zur Erkenntnis kämen, welche Gefahr für die gesamte europäische Kultur erwachse, wenn man Deutschland dem Bolschewismus preisgäbe.

Ich pflichtete dem Kaiser aus vollster Überzeugung bei und führte aus, daß das Ziel, das der Kaiser sich gesteckt habe, nur erreichbar sei durch einen Kampf des Heeres gegen die aufrührerische Bewegung in der Heimat. Die von der Flotte ausgehenden Putsche wären schließlich doch nur radikale Einzelerscheinungen, die mit Gewalt erstickt werden müßten. Allerdings sei die Lage des

* In dieser Zeit rief Ihre Majestät die Kaiserin durch Fernsprecher beim Generaladjutanten von Gontard an, um sich nach der Lage im Hauptquartier zu erkundigen. Sie erhielt zur Antwort, daß die Situation sich gegen den vorhergehenden Tag nicht verändert habe und daß Seine Majestät wohlauf sei. Letzteres konnte Ihre Majestät über sich und die Königliche Familie auch zur Weitergabe an Seine Majestät berichten. (9 Uhr vormittags.) (Aus dem Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 3. Oktober bis 14. November 1918.)

Heeres durch das Übergreifen des Aufstandes auf die Rheinstädte außerordentlich gefährdet.

„Dieser Schwierigkeit werden wir durch schnelles militärisches Handeln Herr werden können!" erwiderte der Kaiser.

Eilig kommt der Leibjäger heran. Der Feldmarschall und General Gröner sind zum Vortrage eingetroffen.

Der Kaiser lenkt die Schritte zur Villa zurück.

„Kommen Sie mit mir!"

Wir betreten den Gartensaal. Dort befinden sich die beiden Vertreter der Heeresleitung, dazu die Generale von Plessen und Frhr. Marschall, General Graf von der Schulenburg und Staatssekretär von Hintze.

Nach kurzer Begrüßung bleibt der Kaiser am Tische links der Türe stehen. Seine Augen haften erwartungsvoll auf dem Feldmarschall.

Der bittet mit gedämpfter, tiefbewegter Stimme, ihn vom Vortrage zu entbinden und zu gestatten, daß General Gröner die notwendigen Darlegungen mache. Für ihn, den Feldmarschall, sei es unmöglich, seinem Könige zu sagen, was gesagt werden müsse.

Das hagere Antlitz des Kaisers wird um einen Schatten bleicher. Er begibt sich quer durch den Saal zum Kamin, wo Holzscheite leise glimmen, sucht dort fröstelnd eine Rückenlehne. Ein stummes Nicken, eine kurze Bewegung der Rechten: Der Erste Generalquartiermeister soll sprechen.

In einem längeren Vortrage schildert General Gröner die Verhältnisse in der Heimat, die bedrohliche Lage des Feldheeres und kommt zu dem Schluß, daß das Heer nicht mehr zuverlässig sei. Die Fronttruppen, namentlich aber die Etappentruppen, wären verseucht, die unentbehrliche Verpflegungsbasis am Rhein in der Hand der Aufständischen. Ein Kampf sei unmöglich, ganz aussichtslos. Seine sämtlichen Mitarbeiter stimmten mit ihm überein.

Graf von der Schulenburg heischt mit den Augen Erlaubnis zur Gegenrede. Scharf klingen die Worte des Kaisers: „Und Ihre Ansicht, Graf Schulenburg?"

„Gewiß, das Heer als G a n z e s ist nicht brauchbar zum Kampfe gegen die Heimat. Aber immerhin gibt es zahlreiche Verbände, auf

die man sich unbedingt verlassen kann. Man möge sie herausziehen und nach einigen Tagen der Ruhe gegen die aufständischen Rheinstädte führen. Darüber werden freilich 8—10 Tage vergehen. Aber wenn wir dem Heere klar machen, in wie schändlicher Weise die Marine der Armee in den Rücken gefallen ist, wie ein Haufen von Drückebergern und Kriegsgewinnlern der schwer ringenden Truppe die Verpflegung zu sperren droht, dann wird man eine wirkungsvolle Parole für den Kampf haben."

General Gröner widerspricht diesen Darlegungen. Für solche Maßnahmen sei es zu spät. „Die Ereignisse werden über uns hinwegschreiten." Das Heer ist so unzuverlässig, daß die Parole: „Kampf gegen die Heimat" ein furchtbares Blutvergießen innerhalb der eigenen Reihen des Heeres entfesseln kann.

Der Kaiser stutzt. Nein, das will er nicht! — Nach den vier Kriegsjahren keinen Kampf aller gegen alle! — Der Waffenstillstand steht vor der Tür. Sobald er abgeschlossen ist, wird der Kaiser das Heer in geschlossener Ordnung in die Heimat zurückführen. Darauf kommt jetzt alles an.

„Unter seinen Generalen wird das Heer in Ruhe und Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter der Führung Euerer Majestät!"

Des Kaisers Augen funkeln im Zorn. Seine Gestalt reckt sich. Er macht einige Schritte auf General Gröner zu und spricht mit scharfer bebender Stimme: „Exzellenz, diese Erklärung verlange ich von Ihnen schriftlich. Schwarz auf weiß will ich die Meldung a l l e r kommandierenden Generale haben, daß das Heer nicht mehr hinter seinem Obersten Kriegsherrn steht. Hat mir das Heer nicht den Fahneneid geschworen?"

Der sei in solcher Lage eine Fiktion, meint der General.

Der Feldmarschall sucht zu begütigen. Nach den Nachrichten, die aus der Heimat und von der Front vorliegen, kann weder er noch General Gröner eine Verantwortung für die Zuverlässigkeit des Heeres übernehmen.

Des Kaisers Antlitz erstarrt. In all den inneren Kämpfen der letzten Tage, in allem Ringen gegen das Kriegskabinett und die verhetzte öffentliche Meinung ist der feste stolze Glaube an die Treue

des Mannes in des Königs Rock sein Leitstern gewesen. Also auch das Illusion, Schimäre? —

Ein Adjutant meldet, Prinz Max bitte dringend den Kaiser am Telephon sprechen zu dürfen.

Der Kanzler wird den Kaiser noch einmal bestürmen, dem Throne zu entsagen. Die Lage in Berlin verträgt keinen Aufschub. Zum Äußersten entschlossene Arbeitermassen haben die Werkstätten verlassen. Die Truppen machen gemeinsame Sache mit ihnen. Man steht vor blutigen Straßenkämpfen. Nur die sofortige Abdankung könne den Bürgerkrieg verhüten und den Bestand der Monarchie retten.

Graf von der Schulenburg warnt vor übereilten Entschlüssen. Soll die Verwirrung einer Stunde preisgeben, was in einer ruhmreichen Geschichte von Jahrhunderten geworden ist? — Das darf nicht sein! Man wird bei den militärischen Stellen in Berlin fragen, ob die Auffassung des Reichskanzlers zutreffend ist, wird feststellen, wie die nach Spa beschiedenen Frontoffiziere über die Stimmung der Truppe urteilen.

Der Kaiser begibt sich in den Park. Dort haben sich einzelne Gruppen gebildet. Bange Fragen, zweifelndes Kopfschütteln, wenig Zuversicht.

Eine Telephonnachricht jagt die andere. Die Reichskanzlei meldet, daß bereits Blut fließe. Vom Oberkommando wird das bestritten, aber die Lage sei sehr ernst, auf die Truppe kein Verlaß. Ich rufe Oberst Heye an, der mit den Frontoffizieren gesprochen hat.

„Wie lautet das Urteil?"

„Fast übereinstimmend ungünstig!"

Der Kronprinz betritt den Garten. Mit festem Händedruck begrüßen sich Vater und Sohn. Um den Monarchen und Thronfolger scharen sich die berufenen Berater. Auch Oberst Heye ist erschienen. Er verneint die Frage, ob das Heer zum Kampfe gegen die Heimat zu brauchen sei. Ja, gegen den Feind draußen werden sie heldenhaft weiterkämpfen, aber gegen eigene Landsleute? Fast sämtliche befragten Offiziere haben das bezweifelt. Doch die Person ihres Kaisers werden sie schützen. Darauf kann Seine Majestät sich verlassen.

Erheischt der gefährdete Bestand des Deutschen Reiches wirkli-

den Thronverzicht? Kann man den Kampf mit der sogenannten Volksregierung, die der Kaiser selbst eingesetzt hat, wagen, darf man es in Ansehung der außenpolitischen Lage zu einem offenen Konflikt kommen lassen? Ist nicht dem Präsidenten Wilson in der Antwortnote vom 27. Oktober ausdrücklich versichert worden: „Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsgemäß ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt?"

Die Reichsverfassung Bismarcks ist in den Händen dieser Volksregierung zu einem Torso geworden. Mag man die staatsrechtliche Stellung des deutschen Kaisers auf eine neue Grundlage stellen und sich bis dahin mit einem Reichsverweser behelfen! Es gibt noch ein Preußen. Das preußische Königtum ist anders begründet als das Kaisertum. Hier sind Rechte und Pflichten, die bisher unberührt blieben und unberührt bleiben müssen.

So entschließt sich der Kaiser denn dazu, wenn es die Lage daheim unbedingt erfordern sollte, auf seine Kaiserwürde zu verzichten, unter allen Umständen aber König von Preußen und als solcher beim Heere zu bleiben. General Graf von der Schulenburg und Staatssekretär von Hintze sollen den Inhalt dieser Entschließung in eine zur Übermittelung nach Berlin geeignete Form bringen.

Wir nehmen an der eilig gerichteten Frühstückstafel Platz. Der Kaiser starrt und nagt nervös an der Oberlippe. Unterhaltung — unmöglich. Hin und wieder ein kaum verständliches Wort aus rauher Kehle. Mit Mühe würgt der trockene Schlund einige Bissen hinunter. — Qualvolle Minuten. Auf jedem Antlitz die stumme Frage: Was wird die nächste Stunde bringen?

* * *

In Berlin hat unterdessen Prinz Max mit dem Kriegskabinett beraten. Demonstrierende Arbeiterzüge sind im Anrücken. Man hat den Truppen bewaffneten Widerstand verboten. Soll sich der Soldat zum Popanz machen, soll er sich von der verhetzten Masse beschimpfen und mißhandeln lassen, ohne einen Finger zu rühren?

Nein, das kann man nicht verlangen. Dann ist es schon besser, er macht gute Miene zum bösen Spiel, tut mit.

Wenn der Kaiser doch abdankte! — Noch kein endgültiger Bescheid aus Spa? — Nun gut, dann wird der Prinz aus eigener Entschließung die Monarchie und das Vaterland retten, wird von sich aus die Abdankung des Kaisers und Königs und den Thronverzicht des Kronprinzen bekanntgeben.* Allerdings, da sind noch preußische Kronrechte, für deren Behandlung dem Kanzler jede Kompetenz fehlt. Aber auch darüber wird man sich hinwegsetzen. Prinz Max wird die Einsetzung einer Regentschaft in die Hand nehmen und dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler vorschlagen.

Aber so weit kommt es nicht. Man glaubt zu schieben und wird geschoben. Um zwei Uhr nachmittags proklamiert der kaiserliche Staatssekretär Scheidemann von der großen Freitreppe des Reichstages herab die Geburtsstunde der „Deutschen sozialistischen Republik".**

Und während das Auto mit den deutschen Waffenstillstandsbevollmächtigten dem Wald vom Compiègne zueilt, trägt der Draht unseren Feinden die Nachricht zu, daß das Deutsche Reich Selbstmord begangen hat.

---

* Ferngespräch zwischen den Prinzen Adalbert von Preußen aus der Nähe von Colberg und August Wilhelm von Preußen im Neuen Palais etwa gegen 1 Uhr mittags. Prinz Adalbert wollte wissen, was im Palais zur Abdankung gesagt würde. Als Prinz August Wilhelm erklärte, der Kaiser denke nicht daran, da am 8. noch ein Brief durch Flieger aus Spa das Gegenteil besagt, antwortete ihm sein Bruder: „Ich habe es ja um 11 Uhr 30 Min. aus dem Munde des Kanzlers, mit dem ich persönlich telephonierte." (Aus dem Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 3. Oktober bis 14. November 1918.)

** Gegen 2 Uhr hatte Prinz August Wilhelm von Preußen nach dem oben erwähnten Ferngespräch mit seinem Bruder Adalbert in Berlin im Königlichen Hausministerium bei Exzellenz Graf Eulenburg angerufen, um eine Bestätigung der Nachricht zu erhalten, ob der Kaiser tatsächlich abgedankt habe. Graf Eulenburg erwiderte, zunächst sei die Nachricht durch das W.T.B.-Blatt zu ihm gedrungen, sodann habe aber Prinz Max im Namen des Kabinetts die amtliche Mitteilung von Abdankung und Kronverzicht gemacht. Er verstände dies absolut nicht, denn nach seinen letzten Nachrichten von einem Herrn aus der nächsten Umgebung sei der Kaiser zum Gegenteil entschlossen gewesen. Gleichzeitig erhielt Prinz Eitel-Friedrich von Exzellenz von Linsingen die gleiche Nachricht mit dem Schießverbot für die ihm unterstellten, zum Schutze der Kaiserin zurückgelassenen Truppen (Stabswache!). (Aus dem Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 3. Oktober bis 14. November 1918.)

Herr Scheidemann aber hat den Mut, zu verkünden:

„Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das alte Morsche ist zusammengebrochen, der Militarismus ist erledigt! Die Hohenzollern haben abgedankt. Es lebe die Republik!"

Der Kaiser hat sich in den Gartensaal zurückbegeben. Seine innere Spannung löst sich. Noch ist das Abdankungsprotokoll nicht nach Berlin übermittelt. Muß der Schritt wirklich getan werden? Ja, wenn der Feldmarschall mit dem gesamten Heere sich hinter den Obersten Kriegsherrn stellen könnte, dann dürfte man es wagen, den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen. Aber so? Die gequälten Truppen zu einem Kampf gegen zwei Fronten aufrufen, sie in eine Zwangslage bringen, der sie nach dem Urteil des Feldmarschalls nicht mehr gewachsen sind? Und wird nicht der Feind die Schwäche ausnutzen, alle Verhandlungen abbrechen und das Ultimatum stellen: Deutsches Heer, deutsches Volk liefere uns deinen Kaiser aus?

Gibt es überhaupt eine verhandlungsfähige deutsche Regierung? Der Kaiser wird den Prinzen Max bitten, solange im Amte zu bleiben, bis die Waffen ruhen. Das Heer soll der Feldmarschall verantwortlich führen. Der Kaiser wird ihm den Oberbefehl übertragen.

Im „für und wider" belebt sich die Unterhaltung.

Wo soll der Kaiser seinen Aufenthalt nehmen? Der Kronprinz bittet den Vater, zur Heeresgruppe zu kommen. Graf Schulenburg unterstützt die Bitte lebhaft. Ihn beunruhigt die Verwirrung im Großen Hauptquartier. — „Nein, wozu? Das könnte ja wie Furcht aussehen. Ich werde hier bleiben und meine Getreuen um mich scharen!" — Ein Königswort.

In der Tür, die zum Gesellschaftszimmer führt, wird ein Kopf sichtbar, und eine bestürzte Stimme ruft: „Wollen Euer Majestät die Gnade haben, für einen Augenblick hinüber zu kommen!"

Der Kaiser springt auf, der Kronprinz folgt. Ich gehe in den

Speisesaal. Dort ist General von Gontard soeben eingetreten, in den bebenden Händen ein Schriftstück. Schwer geht sein Atem, wie im Schüttelfrost klappern die Zähne, und Tränen rollen über die Wangen. „Man hat den Kaiser und Kronprinzen abgesetzt!“

Redet der treue Mann in Fieberphantasien?

Nein wirklich, da steht es ja schwarz auf weiß, ein Funkspruch: „Der Kaiser hat als Deutscher Kaiser und König von Preußen abgedankt, der Kronprinz auf seine Thronrechte verzichtet. Ebert ist zum Reichskanzler ernannt worden.“

Also ein Staatsstreich, dessen erster Streich eine offenkundige Lüge ist!

Der Kaiser betritt zurückkehrend den Gartensaal.

„Verrat, schamloser empörender Verrat!“

Er wird sich gegen diese Vergewaltigung wehren, die Erklärung des Prinzen Max dementieren. Der Kronprinz, der reisefertig dasteht, soll das sofort bei seiner Heeresgruppe bekanntmachen.

In fiebernder Hast bedeckt der Monarch ein Telegrammformular nach dem andern mit der Kundgebung seines Protestes.

Die Lage bedarf kühler Erwägung. Graf Schulenburg wird sich zu einer Besprechung beim Feldmarschall begeben.

„Ich darf mich darauf verlassen, daß Euer Majestät beim Heere ausharren?“

„Sie kennen meinen Entschluß, Graf!“

Der Kaiser gibt mir den Auftrag, mit General von Estorff einige Privattelegramme zu besorgen. Unchiffriert werden sie schwerlich durchkommen. Nach Erledigung sollen wir in die Villa zurückkehren; man wird das Haus für etwaige Notfälle mit Waffen versehen.

* * *

In der Wohnung des Feldmarschalls wird die Lage erwogen. Es scheint unter den Formationen des Großen Hauptquartiers zu

gären. Auch die Mannschaften des Sturmbataillons Rohr sollen sich geweigert haben, gegen eigene Landsleute die Waffe zu heben.*

Die Etappe befindet sich in vollem Aufruhr. Die Nachrichten von der deutschen Grenze lauten bedrohlich. Der Bahnhof Herbesthal soll bereits von meuternden Banden besetzt sein. — Sind die Meldungen zutreffend? — Man zweifelt nicht, man glaubt, daß die Revolution im vollen Gange ist. Für den Fall der Not muß man einen Zufluchtsort für den Kaiser vorsehen. Die holländische Grenze ist nah.

Aber kann man in der Eile die notwendigen Vorbereitungen treffen? — Nun, man wird in Berlin „vorausschauend" Vorsorge getroffen haben!**

* * *

Der Feldmarschall mit General Gröner, Staatssekretär von Hintze mit Herrn von Grünau, die Generale von Plessen und Frhr. Marschall lassen sich beim Kaiser melden.

„Was gibt's?"

Die Lage hat sich erheblich verschlechtert. Der Kaiser müsse den Übertritt in das neutrale Ausland erwägen. „Ich kann es nicht verantworten," so spricht ernst der Feldmarschall, „daß Euer Majestät von meuternden Truppen nach Berlin geschleppt und der revolutionären Regierung als Gefangener ausgeliefert werden!"

Ja, es scheint schlimm zu stehen. Dem Kaiser ist bereits gemeldet worden, daß auch die 2. Gardedivision, die nach Spa herangezogen ist, nicht mehr zuverlässig sei.

---

* Beim Verlassen von Spa wurde der Kraftwagen des Kronprinzen von Unteroffizieren und Mannschaften dieses „seines" früheren Sturmbataillons umringt, die ihn um Nachrichten und um sein Verbleiben dort bitten wollten. Als der Kronprinz erklärte, er müsse zu seiner Armee zurück, die Leute sollten sich aber beruhigen, sein Herr Vater habe ihm versprochen, weder abzudanken noch von Spa fortzugehen, und nun möchte das Sturmbataillon gut für den Schutz des Kaisers sorgen, erhob sich ein begeistertes Hurra.

** In Holland sprach man bereits am 7. November davon, daß der Kaiser seinen Aufenthalt in der Gegend von Apeldoorn wählen würde.

Gut. Der Staatssekretär möge vorbereitende Schritte für eine Aufnahme in Holland unternehmen.

* * *

Was kann der Kaiser tun? — Sterben dürfen, königlich sterben dürfen, von der Kugel dahingerafft an der Spitze stürmender Bataillone, die Preußenfahne in der Hand — unsagbar schönes Los!

An die Front eilen, um den Tod zu suchen? — Die Zeiten haben sich geändert. Die moderne Schlacht kennt nur den Vereinzelten. Soll der deutsche Kaiser sich in einer Erdhöhle bergen, harrend des mitleidigen Eisenstücks, das ihn zufällig zertrümmern mag? Soll er im Granattrichter sich ducken, um vielleicht als hilflos Verstümmelter in Feindeshand zu fallen? — „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!"

Der große Ahne nach Kolin? — Soll das verhetzte deutsche Volk und die ganze Welt dem Lügengewebe eine neue unzerreißbare Masche anfügen dürfen, unerträgliche Gewissenspein habe einen schuldbeladenen Hohenzollernfürsten in den Tod getrieben? Sollen die Kriegshetzer da drüben frohlocken, daß der Friedenskaiser nicht mehr Zeugnis ablegen kann wider sie? — Das kann Gott nicht wollen! —

Aber droht nicht das Schicksal Nikolaus II.? — Nur das nicht! Was ist der Tod, der gräßlichste Tod gegenüber solcher Entwürdigung? Soll das deutsche Volk den ewigen Makel tragen, daß ehr- und pflichtvergessene Männer seines Stammes ihre Hände legten an das Leben dessen, der 30 Jahre lang der Träger und das Symbol der Einheit, der Größe und Würde des Vaterlandes war? —

Nach der Heimat, um die Machthaber der sozialistischen Republik um Gnade anzubetteln? Unmögliche Zumutung! — Und werden diese Volksverführer in ihrer Gemütsverfassung nicht willens sein, den entthronten Monarchen einem Machtgebot der Feinde auszuliefern? Der deutsche Kaiser, vom eigenen Volke preisgegeben, in Fesseln vor dem Tribunal der Welt: „Kreuziget ihn, kreuziget ihn!" — Das wäre ein Schauspiel! — — Doch gibt es nicht treue Männer in der Heimat, solche Schmach zu verhindern? — Wo waren sie denn,

als ein Haufen meuternder Matrosen, von Stadt zu Stadt eilend, das Heft in die Hand nahm? Wo waren sie, als es galt, für Kaiser und König, für die Dynastie und die Monarchie einzutreten? —

* * *

Der greise Generaladjutant und der Staatssekretär kommen noch einmal und bitten den Monarchen, in der Nacht nach Holland abzufahren. Diese Bitte wird gleichzeitig im Auftrage des Feldmarschalls unterbreitet. Die geschilderte Möglichkeit, daß der Kaiser von meuternden Truppen aufgehoben würde, rückte immer näher. Eine schnelle Entschließung sei notwendig. — Der Kaiser nickt Gewährung.

Was ist? Wozu hat er seine Zustimmung gegeben? Fliehen, wo die Kaiserin, wo Kinder und Enkel fern in der Heimat allen Gefahren der Pöbelherrschaft preisgegeben sind? Nein, und abermals nein! Verleumdern eine Handhabe geben, zu behaupten, ein Hohenzollernfürst habe durch schmähliche Flucht sein Leben zu retten gesucht? Nein, und abermals nein! Er wird den Befehl widerrufen; der Wagen zum Hofzuge steht abfahrtbereit. Beim Heere ausharren, das Leben einsetzen, ausharren bis zum äußersten, komme, was da kommen will! * —

Der Entschluß gibt dem Monarchen die Ruhe und Spannkraft zurück.

* * *

Ich habe unterdes versucht, die mir erteilten Aufträge zu erledigen. Das Straßenbild von Spa ist völlig verändert. Statt der sonstigen Ruhe lebhaftes Treiben: Gruppen heftig gestikulierender Soldaten, hin und her eilende Offiziere, höhnisch neugierige Belgier.

---

* Beim Betreten des Zuges teilte Exzellenz Graf Platen dem Kaiser mit, er habe soeben mit Prinz Eitel-Friedrich gesprochen, der im Auftrage der Kaiserin meldete: „Alles wohl." Trotz großer Erschütterung durch die erhaltenen Nachrichten und die Ereignisse des Tages sei Ihre Majestät guten Mutes und hoffe von draußen ein gleiches. Darauf rief der Kaiser aus: „Meine Frau hält sich, und man will mich überreden, nach Holland zu gehen. Das tue ich nicht, das wäre wie ein Kapitän, der sein sinkendes Schiff verläßt." (Aus dem Tagebuch des Prinzen August Wilhelm von Preußen vom 8. Oktober bis 14. November 1918.)

Lastautos rasseln durch die Straßen; vor den Bureaus werden Waffen abgeladen. General Gröner hat angeordnet, so wird mir gesagt, daß sich jeder Häuserblock zur selbständigen Verteidigung einrichten soll.

Im Hofzuge höre ich die wildesten Gerüchte von bevorstehenden Angriffen meuternder Truppen. Der zweite Kommandant des Hauptquartiers malt wie gewöhnlich in den schwärzesten Farben. Jede Meldung wird urteilslos als Tatsache hingenommen.

Ich will zur Villa Fraineuse zurückkehren. Da kommt Generaloberst von Plessen im sausenden Auto angefahren.

„Es ist möglich, daß Seine Majestät noch heute abend abreisen. Alles ist zur Abfahrt vorzubereiten! — Der Kaiser wünscht," fügt er zu mir gewendet hinzu, „daß Sie ihn begleiten."

Ich eile nach Hause, um meine Sachen zu packen. Mein Bursche ist krank. Ich muß mir selbst helfen.

Endlich habe ich das Gepäck verstaut. Auf der Fahrt zum Zuge lasse ich am Hotel Britannique halten, steige hinauf zu Oberst von Tieschowitz, um ihn zu unterrichten, erkläre dem Kameraden, daß ich beim Kaiser bleiben werde, was auch immer kommen möge. Er findet das selbstverständlich, rechnet mit der baldigen Abfahrt des Kaisers nach Holland.

Im Hofzuge finde ich den Kaiser im Kreise seines Gefolges bereits bei der Tafel. Ich habe gefürchtet, die Erregung der vorhergegangenen Stunden würde bei ihm eine Lethargie auslösen. Das ist jedoch nicht der Fall. Voller Lebensenergie blickt er mich an; ruhige Entschlossenheit liegt auf dem Antlitz. Man sagt mir, der Kaiser wolle zwar die Nacht im Zuge verbringen, habe aber das Ansinnen, nach Holland abzureisen, ganz entschieden zurückgewiesen.

Die etwas einsilbige Unterhaltung wird gegen 10 Uhr abends von der Meldung unterbrochen, Herr von Grünau bitte, Seiner Majestät eine dringende Angelegenheit vortragen zu dürfen.

Der Kaiser begiebt sich zum Ausgang des Speisewagens. Generaloberst von Plessen und General Frhr. Marschall folgen ihm. In längerer Ausführung entledigt sich Herr von Grünau seines Auftrages. Er berichtet, die Lage sei unhaltbar geworden, die Aufstandsbewegung

drohe von Aachen und Eupen nach Spa überzugreifen. Aufständische Truppen seien im Anmarsch auf Spa, im ganzen Etappengebiet lodere die Revolution. Sowohl der Weg zur Front als der Weg zur Heimat seien verlegt. Der Feldmarschall und der Staatssekretär ließen den Kaiser inständig bitten, keine Stunde mehr zu verlieren. Der Übertritt nach Holland wäre die einzige Lösung der Wirrnisse. Auch könne der Kaiser von dort am besten für das Wohl der Kaiserin sorgen.

Nach kurzer Überlegung willigt der Kaiser ein. „Wenn es denn sein muß! — Aber nicht vor morgen früh!" Todesfurcht soll man ihm nicht nachsagen.

Ohne einen Blick rückwärts zu wenden, schreitet der Monarch seinem Wohnabteil zu.

*

Wer soll den Kaiser begleiten, oder vielmehr wer darf ihn begleiten? — Nur ein kleines Gefolge ist möglich.

„Ihre Aufgabe ist erledigt", sagt mir General Frhr. von Marschall. „Außerdem gehören Sie nicht zum persönlichen Gefolge. Man würde Sie in Holland internieren. Gehen Sie sogleich und bitten Sie Seine Majestät, Sie in Gnaden zu entlassen!"

Ich gehe mit blutendem Herzen, lege zum letzten Male meine Hand in die Hand meines Kaisers, fühle noch einmal seine starke Rechte auf meiner Schulter, sehe durch den Flor der aufsteigenden Tränen in die stählernen Hohenzollernaugen, die mich in so unendlicher Güte anleuchten: „Leben Sie wohl, ich danke Ihnen, Sie waren mir ein lieber, treuer Begleiter!"

Heer und Heimat.

Mit todwunder Seele trete ich zögernden Schrittes den Heimweg an. Kann eine Welt von Vorstellungen und Begriffen sich in wenigen Stunden so wandeln? Soll ausgelöscht sein alles, was dem deutschen Herzen groß, verehrungswürdig, unantastbar erschien, was es so stolz und selbstbewußt gemacht hatte?

Im Hotel Britannique ist man unterrichtet, daß der Kaiser abreisen wird. Wer weiß, was in der Nacht passieren kann? Die Bildung von Offizierkompagnien ist ins Auge gefaßt, unter den Mannschaften scheint es stark zu gären.

„Wollen Sie die Nacht nicht lieber im Hotel bleiben? — In Ihrer einsamen Wohnung — —"

„Mögen sie mich erschlagen!"

Durch die dunkle stille Allee wandere ich nach meiner Wohnung. Furchtbare Einsamkeit. Todmüde der Körper, aber wach die Qual der Gedanken. Auf dem Tische blinkt der Lauf der Pistole. — Ein Augenblick der Versuchung, Bitterkeit, grausige Bitterkeit steigt hoch, würgt wie mit eisernem Griffe die Kehle.

Nein, nicht verzweifeln! Das Vaterland ist in Not, steht an der Schwelle der Entscheidung über Sein oder Nichtsein. Wird der Feind nicht die Schwäche ausnutzen? Werden die Verblendeten in der Heimat nicht doch noch zur Vernunft kommen? Wird man nicht jedes Mannes Kraft, und sei sie noch so gering, bedürfen? — Arbeiten, tätig sein, das ist das Gebot der Stunde.

Am nächsten Tage jagt eine Besprechung die andere. Der Feldmarschall richtet an alle Offiziere einen dringenden Appell, in vaterländischem Pflichtgefühl auszuharren. Lösen sich die Bande der Ordnung im Heere, dann wird die Heimat in ein Chaos versinken.

Man hat beschlossen, die Initiative zu ergreifen, der revolutionären Bewegung entgegenzukommen, um sie in der Hand zu behalten. So motiviert General Gröner eine Verfügung zur Bildung von „Vertrauensräten".

Das Große Hauptquartier geht mit dem Beispiel voran. Am Nachmittage nehmen die „Vertrauensmänner" ihre stundenlangen Beratungen auf. Ihr Führer ist natürlich ein Matrose, der bisherige Bursche des Siegers der Skagerrakschlacht. Er wird ja wissen, was „man" eigentlich will, wie „man" am besten die Revolution mitmacht, von der alle Welt redet.

Aber die Revolution, von der alle Welt redet, ist nicht die eigentliche Revolution. Die eigentliche Revolution enthält das Schriftstück, das General Gröner in den Abendstunden den versammelten Abteilungschefs bekanntgibt.

„Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt, meine Herren!" so leitet der General die Vorlesung der Waffenstillstandsbedingungen ein.

Ja, Schlimmeres gibt es allerdings nicht. Solche Zumutungen können nur einem Heere gestellt werden, das aufgehört hat, ein Werkzeug des Widerstandes zu sein. Ein Volk, das solche Bedingungen annehmen muß, ist keine souveräne Macht mehr. Fügt es sich der geforderten Selbstentwaffnung, dann wird es überhaupt nicht mehr als verhandlungsfähig befunden werden. Mit der Selbstentwaffnung ist aber auch das Schicksal einer etwaigen wohlmeinenden Friedensvermittlung des Präsidenten Wilson besiegelt. Ist das deutsche Heer entwaffnet, dann braucht Frankreich die amerikanische Hilfe nicht mehr. Es kann auftrumpfen, und es wird auftrumpfen, wird seinen Frieden durchsetzen, der unanfechtbar zur Tatsache machen soll, was französischer Chauvinismus seit den Zeiten Ludwigs XIV. erträumte.

Aber sind nicht alle Vorbedingungen erfüllt, die der Feind als Preis für einen „Frieden der Gerechtigkeit" verlangte? Ist nicht der Kaiser entthront, die Dynastie beseitigt, der letzte Rest von Einfluß der „militärischen Herren und monarchischen Autokraten" ausgetilgt?

Die demokratischen Pazifisten stutzen. Man muß dem Vernichtungswillen des Feindes neue Brücken für einen ehrenvollen Rückzug bauen. Es genügt nicht, das „verruchte alte System" beseitigt zu haben, man wird es auch moralisch herabwürdigen, es abschütteln, sich zum Bekenntnis durchringen, daß die Gewalten Deutschlands schuldig sind, den Krieg herbeigeführt und das ganze Elend des Weltkrieges verursacht zu haben, wird sich an die Brust schlagen und für das ganze deutsche Volk zerknirscht ein „pater peccavi" sprechen. Wie der verlorene Sohn nach innerer Läuterung kann man dann in die offenen Arme der beglückten Völkergemeinschaft zurückkehren!

Das Bekenntnis bedeutet allerdings eine Beugung der Wahrheit. Aber sollte in solcher Lage nicht eine Lüge gerechtfertigt sein? —

So denken die Illusionisten. Aber die Masse des deutschen Volkes denkt überhaupt nicht nach über die äußere Not; das Chaos im Innern ist die nähere, fast die einzige Sorge.

Am 11. mittags soll der Waffenstillstand in Kraft treten, der eine überstürzte Räumung des besetzten Gebietes zur Bedingung hat.

Ich erhalte den Auftrag, im Auto nach Köln, Koblenz, Mainz, Frankfurt zu fahren, um den dortigen Gewalten klar zu machen, welche katastrophalen Folgen aus der Behinderung des Eisenbahnverkehrs infolge von Eingriffen der Soldatenräte entstehen können.

Wir kommen ohne Störung nach Köln. Die Straßen sind belebt von uniformtragendem Gesindel. Auf der Kommandantur finde ich hilflose Verzweiflung. Der Soldatenrat erklärt, daß er das Heft völlig aus den Händen verloren hat, versuchen will, aus den guten Elementen der Ersatztruppen eine militärische Schutzpolizei zu bilden.

In Coblenz hocken einige ganz junge „Räte" in einer engen Schreibstube und versuchen vergeblich, sich der Haufen andrängender Soldaten, die mit allen möglichen Wünschen kommen, zu erwehren. Einer der Jünglinge hat einen Stapel von Transportanmeldungen und Frachtbriefen vor sich und behauptet, daß er für eine strenge Kontrolle des gesamten Eisenbahnverkehrs „verantwortlich" sei. Ich suche ihm begreiflich zu machen, daß zu einer solchen Tätigkeit nicht nur Fachkenntnis, sondern auch ein Verwaltungsapparat erforderlich sei. Das sieht er ein und gibt erleichtert das Geschäft auf.

Besser scheinen die Verhältnisse in Mainz zu sein. Einige tatkräftige Offiziere in Zivil suchen der Unordnung zu steuern. Dagegen gleicht Frankfurt einem brodelnden Kessel. Am Bahnhof führen Männer in Matrosenuniform einen Feuerkampf gegen „Unbekannt". Nur mühsam gelingt es mir, bis zum Hotel „Frankfurter Hof", dem Hauptquartier des Soldatenrates, vorzudringen.

„Man lebt nicht schlecht im ‚Frankfurter Hof'!" so sagt mir freudestrahlend einer der Machthaber, die vorsichtshalber in einem entlegenen Hotelzimmer ihre Regierungssorgen erledigen. Trotz äußerlicher Freundlichkeit fühle ich das tiefe Mißtrauen. Man läßt durchblicken, daß jederzeit 100 000 bewaffnete Arbeiter auf die Beine gebracht werden können, macht Ausflüchte und sucht mich hinzuhalten. Der Bitte, ich möchte mich gedulden, bis eine erwartete wichtige Flugpost aus Berlin eingetroffen sei, kann ich nicht Folge geben, wenn ich nicht Gefahr laufen will, festgesetzt zu werden. Noch

rechtzeitig bringt mein Begleiter mir die Nachricht, daß man drauf und dran ist, mein Auto zu beschlagnahmen. Durch die Geistesgegenwart des braven Mannes komme ich noch glücklich aus Frankfurt heraus.

In Homburg, wo ich weitere Weisungen erwarten soll, treffe ich die von den „Volksbeauftragten" zur Obersten Heeresleitung entsandten Delegierten. Sie machen einen recht ängstlichen und bedrückten Eindruck, sehen wohl ein, daß die Sozialdemokratie eine Aufgabe in die Hand genommen hat, der sie in keiner Weise gewachsen ist. Mir kommen unwillkürlich die Worte des „Zauberlehrlings" auf die Lippen.

Was in der Heimat vor sich geht, das verdient wirklich nicht den Namen „Revolution", es ist das Spiel entfesselter Geister niedrigster Ordnung: Willkür, Eigennutz, Gewinnsucht.

„Revolutionen werden nicht gemacht, sie kommen." Mit dieser Binsenwahrheit hat man versucht, den 9. November und seine Folgeerscheinungen außerhalb von Gut und Böse in die Sphäre der Zwangsläufigkeit zu versetzen.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Meuterei und Aufruhr, die gewaltsame Beseitigung von Autorität und Regierungsgewalt können in ihrer äußeren Erscheinungsform einer Revolution ähnlich sein. Über den Begriff der Revolution entscheidet der Ideengehalt der Bewegung und seine Verwirklichung. Wo statt Ideen Schlagworte herrschen, fehlt das schöpferisch Gestaltende, das allein einen Umsturz historisch zu begründen vermag.

Im staatlichen Leben hat die Umwälzung vom 9. November nichts anderes gebracht als den Sieg undeutscher Formen und Begriffe über das Eigenleben der Nation, hat die Mängel der Vergangenheit gesteigert, ihre Vorzüge beseitigt, ohne Äquivalente zu schaffen; hat einen formalen Volksstaat geschaffen, ohne zuvor dafür zu sorgen, daß ein Inhalt für das Gefäß, nämlich eine gegliederte Volksgemeinschaft vorhanden war, hat diesen sogenannten Volksstaat nicht auf das Verbindende, sondern auf das Trennende, auf das Ideologische statt Naturgegebene, das Atomistische statt Körperschaftliche, das Zentrifugale statt Zentripetale gegründet.

Was die Monarchie am 30. September angekündigt hatte: „Ich

wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeite. Es ist daher mein Wille, daß Männer, die von dem Vertrauen des Volkes getragen sind, in weiterem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung", das war ein gesunder reformatorischer Gedanke. Es fanden sich Parteien, die diese Worte in ihrem Sinne auslegten und ausnutzten, aber es fand sich kein schöpferischer Staatsmann, der sie in deutscher Eigenwüchsigkeit auswertete. An Stelle der konstitutionell gebundenen Obrigkeitsregierung mit ihrem zwar reformbedürftigen, aber immerhin gesunden Verwaltungsapparat trat der Absolutismus eines Parteiausschusses mit einer überspannten Bürokratie.

Ebenso traurig und steril war die Umwälzung auf dem Boden des gesellschaftlichen Lebens. Der Marxismus erwies sich nicht allein als utopisch, sondern auch als antisozial. Er erstickte die Lebensmöglichkeiten wertvoller Volksschichten, ohne den zusammenfassenden Ausgleich und die Überwindung des Begriffs „Klasse", beides Ziele eines wahren Sozialismus, irgendwie zu fördern. Seine Praxis offenbarte nackte Selbstsucht und Selbstüberhebung. Was ist übrig geblieben von all den Verheißungen, mit denen der Marxismus seine Jünger dem eigenen Volk und Vaterland, dem Staat und der deutschen Kulturgemeinschaft entfremdet hat? Bismarck sollte recht behalten, als er einst warnend der Sozialdemokratie zurief: „Wenn Sie den Leuten alles das, was unsere Väter und uns unter dem Motto: „Mit Gott für König und Vaterland" begeistert und geführt hat, als eine hohle Redensart, als einen Schwindel darstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königshaus, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, an den Besitz, an die Verehrung dessen, was sie erwerben für ihre Kinder, wenn Sie ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzuschwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld!" Ein so geistig verarmter und nackt ausgezogener Mensch, was bleibt dem übrig als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die allein ihn noch mit diesem Leben versöhnen können?"

Oswald Spengler* verlegt den Beginn des Aufruhrs auf den 19. Juli 1917. „Das war kein bloßer Wechsel der Führung, sondern wie die brutale Form namentlich dem Gegner verriet, der Staatsstreich des englischen Elements, das seine Gelegenheit wahrnahm. — Es war die Auflehnung nicht gegen die Macht eines Unfähigen, sondern gegen die Macht überhaupt. Unfähigkeit der Staatsleitung? Hatten diese Gruppen, in denen nicht ein Staatsmann saß, nur den Splitter im Auge der Verantwortlichen gesehen? Hatten sie statt der Fähigkeiten, die sie nicht bieten konnten, in dieser Stunde etwas anderes einzusetzen als ein Prinzip?“ . . . „Die Härte der Staatsgewalt brechen, nichts Entscheidendes mehr über sich dulden, ohne selbst Entscheidungen gewachsen zu sein, das war der rein negative Sinn dieses Staatsstreiches. Absetzung des Staates, Ersatz durch eine Oligarchie subalterner Parteihäupter, die nach wie vor Opposition als Beruf und Regieren als Anmaßung empfanden, vor dem lachenden Gegner, vor verzweifelnden Zuschauern im Innern Stück für Stück abtragen, anbohren, verrücken, die neue Allmacht an den wichtigsten Beamten erproben wie ein Negerkönig ein Gewehr an seinen Sklaven, das war der neue Geist, bis in der schwarzen Stunde des letzten Widerstandes dieser Staat verschwand.

Die Marxisten hatten am 9. November freie Hand. „Sie hatten die Macht. Aber sie verkrochen sich, statt an die Spitze roter Heere stellten sie sich an die Spitze gut bezahlter Arbeiterräte. Statt der Schlachten gegen den Kapitalismus gewannen sie die Proviantläger, Fensterscheiben und Staatskassen. Statt ihr Leben verkauften sie Uniformen. An der Feigheit ist diese Revolution gescheitert. — So sank das Ideal der Masse zu einer Reihe schmutziger Lohnerpressungen ohne Gegenleistung herab, auf Kosten des übrigen Volkes, der Bauern, der Beamten, des Geistigen zu schmarotzen, die Worte Rätesystem, Diktatur, Republik so oft an Stelle mangelnder Taten hinauszuschreien, daß sie in zwei Jahren lächerlich geworden sein werden, so weit reichte ihr Mut. Als einzige „Tat“ erscheint

*) Oswald Spengler: „Preußentum und Sozialismus.“ Ich führe die Urteile Spenglers hier an, weil Spengler nicht wie mir der Vorwurf der Voreingenommenheit gemacht werden kann. Namhafte Sozialdemokraten haben sich, wie bekannt, in gleichem Sinne wie Spengler über den 9. November geäußert.

der Fürstensturz, obwohl gerade die republikanische Regierungsform mit dem Sozialismus nicht das geringste zu tun hat."*

Und weshalb kam es so? — Weil der ganze Aufstand eine Lüge war. „Die Klügeren hatten den Glauben an das Dogma verloren, den Mut zum Bruche mit ihm noch nicht gefunden. Und so hatten wir das Schauspiel einer Arbeiterschaft, die durch einige dem Gehirn eingehämmerte Sätze und Begriffe in ihrem Bewußtsein vom Volke abgespalten war, von Führern, die ihre Fahne verließen, Geführten, die nun führerlos vorwärts stolperten — am Horizont ein Buch, das sie nie gelesen und das jene in seiner Beschränktheit nie verstanden hatten."*

Und das Heer? Wie ertrug es die furchtbare Erschütterung? War das Bild, das man dem Obersten Kriegsherrn am 9. November von den Zuständen und Stimmungen gegeben hatte, richtig erfaßt und erfühlt?

Ich habe die zurückmarschierenden Fronttruppen um die Mitte des Monats November gesehen. Gewiß gab es auch hier Zeichen der Zersetzung. Aber — und das kann zur Ehre dieses Heeres nicht oft genug gesagt werden — der Kern war unberührt. Solche Truppen brauchten nicht zu kapitulieren, weder vor dem heimatlichen Aufruhr noch vor einem schmachvollen Machtgebot der Feinde. Diese Männer, die der Existenz des deutschen Kaiserreiches ihre letzte Kraft und ihr Leben zu opfern bereit waren, sie verstanden einfach nicht, was vorgegangen war, sie taten in dumpfer Betäubung weiter ihre Pflicht.

Solche Erkenntnis wurde mir zur inneren Erhebung, aber auch zum bittersten Selbstvorwurf. Hätte nicht jeder Offizier, der am 9. November in der Umgebung des Monarchen weilte, ohne Rücksicht auf das Gebot der militärischen Unterordnung gegenüber dem Obersten Kriegsherrn und seinem Ersten Heerführer, ohne Rücksicht ferner auf Rang und formale Verantwortung die höhere Pflicht gehabt, auf eine gründliche Klärung der Verhältnisse zu dringen, bevor der Kaiser entscheidende Entschlüsse faßte?

Es ist oft erinnert worden an das Gespräch zwischen König Wil-

* Oswald Spengler: „Preußentum und Sozialismus."

helm I. und seinem Ministerpräsidenten im Oktober 1862. Auf die Bemerkung des Königs: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz unter meinen Fenstern wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir", antwortete Bismarck:

„Ja, dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre Königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte . . . Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."*

Am 9. November 1918 stand der Monarch vor einem vollzogenen Staatsstreich, der ihn und sein Haus aller Rechte beraubt hatte. Der Vergewaltigung entgegenzutreten, genügte nicht der Wille allein. Eine Tat war erforderlich, eine Tat, deren Vollbringer nur der gesunde Kern unseres Heeres sein konnte. Nicht vom Kaiser, nicht vom Kronprinzen, vom Heere selbst mußte die Initiative zu solcher Tat ausgehen. Die verantwortlichen militärischen Berater glaubten, daß auch dieser Kern nicht mehr gesund genug sei, um mit Erfolg die Tat zu beginnen. Das Wohl und Wehe eines zermürbten Volksheeres und einer gequälten Heimat wurden den überkommenen königlichen Rechten entgegengestellt. Kaiser, König und Vaterland schienen sich nicht mehr zu decken. Die Gegenüberstellung war unrichtig. Die schlichte, militärisch-einseitige Einstellung des preußischen Offiziers, der gewohnt ist, „einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht", wurde verwirrt. Sie fand nicht den Ausweg der Selbstverständlichkeit. Die Nerven, die den schwersten kriegerischen Krisen noch gewachsen gewesen wären, versagten gegenüber einer Neubelastung mit ungewohnten politischen Konflikten.

* Otto Fürst von Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen."

Es ist müßig, darüber zu phantasieren, was gekommen wäre, wenn das Heer für den Kaiser und die Monarchie den Kampf aufgenommen hätte. Soviel ist gewiß: Unwürdiger und schmachvoller konnte das deutsche Volk den ruhmvoll durchkämpften Weltkrieg nicht beenden, als es ihn ohne Kaiser und Monarchie beendet hat. Selbst ein erfolgloser Bruderkampf hätte das Bild heroischer gestaltet, es jedenfalls nicht entstellen können und unersetzliche ideelle Werte in eine dunkle Zukunft gerettet. —

In fester Ordnung marschierte das gewaltige Heer in Eilmärschen über den Rhein zurück, vollbrachte damit eine technische Leistung, wie sie nur von einem militärischen Apparat höchster Vollkommenheit geleistet werden kann.

Aber als die Truppen aus der dumpfen Betäubung einer fast mechanischen Pflichterfüllung erwachten, als sie erkannten, daß alle Hoffnungen und Träume, die sie an die Heimkehr geknüpft, zunichtegemacht, daß die Ideale, für die sie gekämpft und gelitten hatten, für die zu sterben sie bereit gewesen waren, daß alle diese Ideale zertrümmert am Boden lagen, da fühlten auch sie sich „geistig verarmt und nackt ausgezogen". „Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld!" Auch sie wurden hineingezogen in den Wirbel einer wilden Jagd nach sinnlichen Genüssen.

Deutschland war nahe daran, in den Sumpf bolschewistischer Wirren zu versinken. Der Wahn internationaler Völkerverbrüderung stellte den nationalen Bestand des Reiches in Frage und entfesselte alle Geister partikularer Zersetzung und Absplitterung. Daß wir vor dem Äußersten bewahrt blieben, verdanken wir dem „Geist von Potsdam", der in Teilen des Heeres und Volkes weiterlebte. Nicht republikanische Garden, sondern die Reste des militärischen und staatlichen Preußentums, das Gemeingut aller deutschen Stämme geworden war, haben das Vaterland in diesen dunklen Tagen vor dem Chaos bewahrt, Männer, denen Treue und Fahneneid keine „Fiktion", sondern einen Lebensinhalt bedeuteten. In den Freikorps blieb dem deutschen Volke der Lebenskeim für eine nationale Wiedergeburt erhalten. Gewiß haben sie manche unerfreuliche Erscheinung gezeitigt, Abenteuertum und unlautere Motive neben selbstlosem Heldentum und reinem vaterländischen

Willen; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß sie es waren, die dem Staate und der Gesellschaft die Lebensmöglichkeit erhielten. Das sollten auch diejenigen nicht vergessen, die heute vom Regierungstisch und der Parlamentstribüne den „Geist von Potsdam" schmähen und mit großen Worten die Errungenschaften der Revolution preisen. Das Unvergängliche der preußisch-monarchischen Erziehung hat ihnen nicht nur das nackte Leben, sondern auch die Wirkungsmöglichkeit gerettet.

*

Gelegentlich einer Gedenkfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin am 19. Juli 1895 hielt Heinrich v. Treitschke eine Rede „Zum Gedächtnis des großen Krieges".

„Eine demokratische Gesellschaft," so sprach er, „trachtet nicht, wie die Schwärmer wähnen, nach der Herrschaft des Talents, das immer aristokratisch bleibt, sondern nach der Herrschaft des Geldes oder des Pöbels, oder auch nach beiden zugleich. Erschreckend schnell schwindet dem neuen Geschlecht, was Goethe den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung nannte, die Ehrfurcht. Die Ehrfurcht vor Gott, die Ehrfurcht vor den Schranken, welche die Natur den beiden Geschlechtern und der Bau der menschlichen Gesellschaft den Begierden gesetzt hat, die Ehrfurcht auch vor dem Vaterlande, das dem Wahnbilde einer genießenden, geldzählenden Menschheit weichen soll."

Ist es nicht ein Widersinn, wenn ein Geschlecht, das ehrfurchtlos das Ergebnis tausendjährigen Mühens und Ringens beiseiteschob, sich des „Geistes von Weimar" rühmt und über ein Verfassungswerk, das weder geschichtlich geworden noch deutsch erfühlt ist, den Namen „Weimar" setzte? Ist Goethes „Iphigenie" etwa nur eine Imitation eines antik-griechischen Charakters, ist sie nicht vielmehr die wesenhafte deutsche Frau im antiken Gewande?

Es liegt eine furchtbare Anklage, aber auch ein Stück Hoffnung darin, daß der Umsturz von 1918, der die letzte Ausreifung der französischen Revolution sein wollte, bereits eine Abkehr von ihr bedeutet. Die bankrotte Gedankenwelt des Liberalismus und der

Demokratie*, vermischte sich mit dem utopischen marxistischen Sozialismus zu einem merkwürdigen Zwittergebilde, das an seiner inneren Unnatur zugrundegehen muß.

Ich glaube nicht an die Theorien von einem zwangsläufigen Altern der Völker mit einer dadurch bedingten Zwangsläufigkeit in den staatlichen und gesellschaftlichen Formen. Wo ursprüngliches geistiges Leben sich regt, ist ewige Jugend, sind unabsehbare Verjüngungsmöglichkeiten. Nur Völkern, deren Gedankenwelt die Ursprünglichkeit verliert, droht Alter und geistiger Tod, Auffaugung und Überfremdung.

Das Wesen des Deutschtums beruht von altersher auf dem Gedanken des Eigenlebens der Teile und der persönlichen Freiheit. Die Entwicklungsmöglichkeiten, die in diesen beiden Elementen liegen, haben sich nicht ausgewirkt. Im Gegenteil, sie sind am Ausgang des Mittelalters, auf der einen Seite zum Zerrbild verunstaltet, auf der anderen Seite durch das Eindringen römischer Staats- und Rechtsbegriffe verschüttet und verfälscht worden. Aus dem deutschen Begriff der Freiheit, der geistige Bindung und freiwillige Hingabe bedeutet, indem er verlangt, daß der einzelne nicht tut, was er will, sondern das, was er soll, wurde eine Freiheit im Sinne des Fürsichseins, des Auslebens des einzelnen auf allen Gebieten ohne Rücksicht auf den anderen und das Ganze. Das deutsche Erb- und Bodenrecht wich mehr und mehr dem römischen Recht, dem Rechte des beweglichen Kapitals. An Stelle der mittelalterlichen Wirtschaftsorganisation in Zünften und Innungen trat der Grundsatz der unbedingten Gewerbefreiheit mit ihrer Wirtschaftsanarchie, an Stelle der deutschen Anknüpfung des staatlichen Lebens an die naturgegebenen Verbände der Familie, der Sippe und Stände, an die landschaftlich und geschichtlich bedingten Gruppen, die Idee der unumschränkten Staatsgewalt Roms, die den einzelnen von den naturgegebenen Zusammenhängen möglichst zu lösen suchte.

Hippolyte Taine, der französische Geschichtsschreiber, kennzeichnet den germanisch-christlichen Staat als ein Zusammenwirken von An-

*. Ich spreche hier von Liberalismus und Demokratie im Sinne des naturrechtlichen Individualismus.

trieben, die von unten ausgehen, den heidnisch-romanischen als ein System von Autoritäten, das von oben auferlegt wird. Der Nationalstaat ist also so recht das Kind germanischen Geistes, der Imperialismus, wie wir ihn jetzt in Reinkultur bei Frankreich sehen, aus dem Geiste Roms geboren. Nicht in der Betonung des germanischen Staatsgedankens liegt das schicksalhafte Unglück unseres Volkes, sondern in seiner Überspannung, die dazu führte, daß auf der einen Seite das Eigenleben der Teile bis zur völligen Zersplitterung entartete, auf der anderen ein utopischer Internationalismus Boden gewann.

Die unvergleichliche Leistung Preußens besteht darin, das Deutschtum wieder in die richtigen Bahnen zurückgelenkt zu haben. Wie es sich in seiner Eigenentwicklung frei hielt von einem mechanischen Zentralismus, für sein Beamtentum durch Ehrenamtlichkeit und Selbstverwaltung naturgegebene Bindungen zu schaffen wußte, so hat es auch bei der Neubildung des Deutschen Reiches den landschaftlich bedingten und geschichtlich gewordenen Zusammenhängen weitgehend Rechnung getragen.

Die Weiterentwicklung in dieser von einem Freiherrn vom Stein und einem Bismarck vorgezeichneten Richtung wurde gestört durch die Einflüsse des naturrechtlichen Individualismus. Bismarck hat sein Leben lang und über seinen Tod hinaus in seinen hinterlassenen „Gedanken und Erinnerungen" gegen sie gekämpft; er hat sie nicht besiegen können, sein Lebenswerk ist durch sie zerbrochen worden.

Die Wirren, in denen wir uns befinden, sie gehen alle auf diese selbe Wurzel zurück. Das germanisch Echte ist in Gefahr, von der westlerischen Ideenwelt, die uns wie eine wuchernde Schlingpflanze umgarnt hat, erstickt zu werden.

Wir müssen uns selbst besinnen, wieder geschichtlich denken lernen. Eine neue Romantik tut uns not. Die Worte Meister Eckehards: „Überhaupt sollen wir alles nur haben, als sei es uns geliehen und nicht gegeben, so Leib und Seele, Sinne und Seelenkräfte, äußeres Gut oder Ehre, Freunde, Verwandte, Haus, Hof und alle Dinge", müssen die Grundlage einer wiedererweckten deutschen Sittlichkeit werden. Auf ihr gilt es aufzubauen den deut-

ſchen Staat und die deutſche Geſellſchaft, landſchaftlich, geſchichtlich, körperſchaftlich, ſtändiſch, in deutſcher Freiheit geiſtiger Gemeinſchaft, in deutſcher ausgleichender Gerechtigkeit, dem preußiſchen „Suum cuique".

Nicht durch Liberalismus in ſeiner undeutſchen Prägung und formale Demokratie, Atomismus und Zentralismus, ſondern durch ein Höchſtmaß geiſtiger Bindungen und Gemeinſchaftsbildung auf föderaliſtiſcher Grundlage im großen und kleinen werden wir geſunden und fähig werden, Mittel- und Oſteuropa diejenige Abgrenzung und Zuſammenfügung der Völker und Staaten zu geben, die durch die gegebenen Verhältniſſe bedingt ſind.

Wer heute das Wort prägt, daß die Wirtſchaft unſer Schickſal ſei, der ſollte nicht vergeſſen, daß er ſich damit auf den Boden einer rein materialiſtiſchen Weltanſchauung ſtellt. Wir haben vor dem Weltkrieg die Wirtſchaft zu unſerem Schickſal gemacht. Das Ergebnis ſollte uns Mahnerin ſein, unſere Zukunft anders zu begründen. Tun wir das nicht, dann wird das deutſche Volk als Begriff einer ethnographiſchen Maſſe vielleicht weitervegetieren, aber die deutſche Nation und der deutſche Staat, die deutſche Kultur werden daran ſterben.

Das gegenwärtige Volk, das Deutſchland bewohnt, iſt noch keine Nation, unſer gegenwärtiger Staat kein deutſcher Staat und unſere gegenwärtige Kultur keine deutſche Kultur mehr. Aber es regt ſich in den Tiefen; zahlreiche kleine, quellende Rinnſale urſprünglichen deutſchen Lebens drängen nach oben. Werden ſie zum Strome werden? —

Solange die geiſtige Überfremdung dauert, Betäubung und materialiſtiſche Verſumpfung uns umfangen, ſolange wird das Bewußtſein von dem, was das Hohenzollerngeſchlecht für Deutſchlands Vergangenheit und Zukunft bedeutet, in den breiten Maſſen des Volkes ſchlummern, der deutſche Kaiſertraum verſchüttet ſein. Und die Nutznießer des unſeligen 9. November, vom ſchlechten Gewiſſen und der Angſt getrieben, werden ihre ganze Sophiſtik und Redekunſt daran ſetzen, den großen Betrug zu verſchleiern, das leichtgläubige deutſche Volk mit fremden Theorien und unerfüllbaren Verheißungen weiterzufüttern und zu betören.

Aber sie mögen sich nicht täuschen, die Aufgeklärten und Alleswisser! Es gibt Erinnerungen und Träume, die immer wiederkehren, aus dunklen Urgründen, unerforschlich, aber auch unbezwingbar. Sie ringen nach Gestalt und setzen sich durch mit elementarer Gewalt. Sie entscheiden schließlich über die Frage: Republik oder Monarchie, unbekümmert um Lüge und Entstellung, Theorie und Parteidoktrin.

Wir haben zu Beginn die Frage aufgeworfen: Schicksal oder Schuld? Sind die unglücklichen Anlagen des deutschen Volkes eine Wirkung seiner Geschichte oder erzeugten wir durch unser Selbst den Jammer der Vergangenheit und Gegenwart?

Der geschichtliche Beobachter darf die Verflechtung von Schicksal und Schuld zu entwirren versuchen, für den Menschen, der verantwortlich zu handeln berufen ist, bedeuten die gegebenen Verhältnisse sein Schicksal; er muß dieses Schicksal in beide Hände nehmen, darf nicht Amboß, sondern muß Hammer sein; nur so kann er von seinem Gewissen, vor dem Urteil der Geschichte und vor seinem Gotte bestehen. Sein Leben ist Heldentum, sein Sieg Verklärung, sein Erliegen erhabene Tragik, sofern er selbstlos mit reiner Hand und mit ganzer, wenn auch unzureichender Kraft das Geschick zu meistern versucht hat.

Aber wehe denen, die nur Eigensucht und keine Verantwortung kennen, die bar jeder Ehrfurcht vor Vergangenheit und Zukunft nur darauf aus sind, Augenblickserfolge zu erzielen, deren ganzes Trachten Gier nach nackter Macht oder materiellem Gewinn ist! Sie gehören zu jenen, die zwar umjubelt sind von der Masse der Urteilslosen, Verdorbenen und Betörten, von denen jedoch die Geschichte sagt:

„Barabbas aber war ein Mörder!“

Hervorragende Werke zur Zeitgeschichte

Deutschlands Hochseeflotte im Weltkriege

Persönliche Erinnerungen
von
Admiral Scheer
Mit zahlreichen Skizzen und Karten
Geheftet 120 M. Halbleinenband 160 M. Halblederband 350 M.

Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914

mit dem Bericht des Oberstleutnants Hentsch
von
Baumgarten-Crusius
Generalmajor a. D.
Geheftet 60 M. Halbleinenband 100 M. Halblederband 275 M.

Fünf Jahre Türkei

Mit zahlreichen Skizzen und drei Karten
von
General Liman von Sanders
Osmanischer Marschall
Geheftet 100 M. Halbleinenband 140 M. Halblederband 300 M.

Vom Balkan nach Bagdad

Militärisch-politische Erinnerungen
von
Gerold von Gleich
Generalmajor z D.
Geheftet 60 M. Halbleinenband 100 M. Halblederband 300 M.

Fürst Bismarcks Entlassung

Nach Aufzeichnungen des Staatsministers v. Boetticher
von
Prof. Dr. Frhr. von Eppstein
Geheftet 60 M. Halbleinenband 90 M. Halblederband 300 M.

Im Stromgebiet des Sepik

Deutsche Forschungsreise in Neuguinea
von
Dr. Walter Behrmann
a. o. Professor der Universität Berlin
Mit vielen Bildern nach Originalaufnahmen
Geheftet 110 M. Halbleinenband 150 M.

Bilder aus einer versunkenen Welt

Lebenserinnerungen von
Gräfin Marie Kleinmichel
Hofdame der Großfürstin Konstantin
Mit 15 Vollbildern nach Originalaufnahmen
Geheftet 80 M. Halbleinenband 120 M. Batikband 275 M.

Das Ende des russischen Kaisertums

Persönliche Erinnerungen
von
General Komaroff-Kurloff
Chef der russischen Geheimpolizei
Geheftet 80 M. Halbleinenband 120 M. Halblederband 300 M.

Flugschrift Nr. 14 des „Tag"

Fort mit den Interalliierten Kontrollkommissionen

von
Generalleutnant von Cramon
Geheftet 12 M.

Flugschrift Nr. 15 des „Tag"

Amerika und die Abrüstung der Seemächte

von
Admiral Scheer
Geheftet 12 M.

Preise freibleibend!

AUGUST SCHERL G. M. B. H., BERLIN SW 68

HG.
N671k

184236

Author Niemann, Alfred

Title Kaiser und Revolution.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

1883